Die Spinnstube.



J. D. S.



Man sehe die dritte Seite des Umschlags.



Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr

1854.

Herausgegeben

von

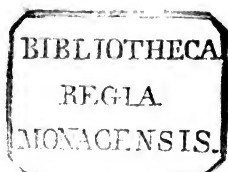
W. O. von Horn.

Neunter Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten, gezeichnet von L. Richter, geschnitten in dem Atelier von A. Gaber in Dresden.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.



Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.



1. Gott zum Gruße und den Herrn Christum zum Troste!



in Wort aus treuem Herzen möcht' ich an euch richten, liebe und getreue Freunde und Leser! Es liegt schon lange drin und will absolut heraus. Da will ich's denn auch nicht länger bergen, und es aussprechen, und Den bitten, in und mit dessen Namen ich Euch grüße, daß er ihm die Pforten

Euerer Herzen öffne! Das heißt aber, daß ich einmal ein Bißchen mich umschaue, wie es etwa bei uns stehet; daß ich nachfrage, wie es früher stand; daß ich dann stille stehe und frage, wohin das will, und endlich auf eine Arznei hinweise, die helfen kann. Das aber will schon andeuten, daß irgendwo eine Krankheit sitzt, weil eine Arznei nöthig ist. Grad' so mein' ich's! Aber lieb wär' mir's, wenn Ihr Alle überall mit mir ginget, und umschauetet. Warum das nicht?

Wohlan, folget mir mit Eueren Augen! Wir wollen uns denken, es ist Sonntagmorgen heute!

Die Gassen sind sauber gekehrt und es ist noch still im Dorfe. Die Hähne krähen den Morgen an. Hier und da brüllt eine Kuh, weil ihr das Futter noch fehlt. Die Leute schlafen heute ein Bißchen länger, wie sonst. Warum auch nicht? Sie sind müde von einer Woche voll Arbeit, und an den Werktagen geht's ja mit dem grauenden Tag an die Arbeit, weil's nothwendig ist. —

Es schlägt fünf Uhr. Der Schulmeister ist wacker. Die Glocken fangen an zu läuten. Das ist der Sonntagsmorgengruß des lieben Gottes. Er ruft: Es ist mein Tag heute! Auf, o Seele, werde munter, und gedenk' an deine Pflicht! Der Tag des Herrn ist da! —

Wenn sich jetzt Der oder Die nicht noch einmal herumlegt, so steh'n sie auf.

Bald öffnet sich hier ein Fenster und ein halbschlaftrunkenes Auge blickt nach dem Wetter, grüßt den Nachbar und macht das Fenster wieder zu.

Nun wird's im Hause sabbathlich? — Nein; der Stall ist noch nicht gemistet. Gestern Abend war's zu spät; der Schuster hat noch ein Paar Sonntagsschuhe fertig zu machen; er setzt sich an die Werkbank; der Schneider hat noch eine Sonntagsbuchs oder Weste oder Wamms fertig zu machen. Er springt auf seinen Werktisch. Der Knecht kommt, sich streckend und gähnend, die Treppe herunter; die Magd kommt mit dem Melkeimer und der Laterne aus dem Stall. Kehr' den Hof! ruft die Frau. Putz' die Pferde! ruft der Mann. Jetzt kommt der Sohn und die Tochter aus ihren Kammern, wo die Kleinen noch schlafen. Ein brummiger Guter Morgen ist

der magere Gruß. Das geht Alles so schläfrig! Es ist ja Sonntag heute, da braucht man keine Eile! Gestern war Samstagabend. Die Magd kam um eilf Uhr heim aus der Maje; die Tochter zur gleichen Stunde. Um zwölf Uhr bellte der Spitz und die Thüre knarrte. Das war der Sohn. Um Eins noch einmal — da kam der Knecht aus dem Wirthshaus. Wie kann man da früh auf sein? —

Wer geht in die Kirche? fragt die Mutter. Ich kann nicht, sagt der Knecht, ich hab' Kopfweh; ich werde nicht fertig, sagt die Magd. Ich hab' mein neues Kleid nicht, sagt die Tochter; ich schlafe doch! spricht der Sohn. Der Vater lacht und die Mutter schweigt. Endlich ruft sie: Weckt die Kinder! Die müssen in die Kirche, sonst kriegen sie vom Schulmeister! Der bräucht' auch nicht so streng zu sein! Wer weiß, ob er hineinginge, wenn er die Orgel nicht spielen müßte! Kinder schlafen doch so gerne am Morgen!

Sie werden geweckt, und nun dampft der Kaffe und die Schüssel Kartoffeln. Sie setzen sich.

Beten wir nicht? fragt das Ammichen. Halt dein Maul! sagt der Vater und läßt sich's gutschmecken und die Anderen auch. Das Beten wird vergessen!

Man meint, der Spinnstubenschreiber hätt' hinter der Thür gestanden! sagt der Gevatter, aber er hat's getroffen! Justement so geht's!

Aus dem Hause kommt Niemand in die Kirche, als die Kinder, weil sie müssen! Der Mann sagt zur Frau: Gelt', Lisbeth, die Kirch' ist kein Frosch, sie hüpft uns nicht fort! und beide lachen herzlich über den prächtigen Witz!

Nun wollen wir uns 'mal ins Fenster legen. —

Dort geht eine Thür auf. Ein Mann in dem Sonntagsnachmittagswamms, die Sonntagshosen an, den Hut oder die Kappe auf dem Kopfe, kommt heraus. Er hat den Stock unterm Arme; drückt die dampfende



Pfeife mit dem Finger nieder; schiebt den Büchsenranzen weiter zurück, und kommt endlich daher.

Guten Morgen! Wohin so früh?

In die Stadt, sagt er. Man hat zu kaufen, zu bezahlen, zu besorgen (Geld zu leihen, sagt er nicht, denn der Nachbar muß meinen, das brauche er nicht), und heut versäumt man nichts, da kann man's am Besten besorgen! Adjes! —



Dort tritt Mann, Frau und Kinder im vollen Staat aus dem Hause.

Wohin so früh?

Wo mein Bruder wohnt, ist Kirmeß. Da darf man nicht fehlen und muß sich bei Zeit anmachen.

Freilich! —



Jetzt kommt Einer, der hat den weißen, gestrickten Wollwamms an und schlendert behaglich dahin.

Wohin, Nachbar?

Ich will 'mal Umgang auf meinen Äckern halten. In der Zeit kommt man die ganze Woche nicht dazu! Man hat zu viel zu thun!

Wieder ein Anderer kommt und trägt eine Leiter und einen Korb. Er hat noch die Werktagskleider an.



Aha, Zwetschenbrechen? —

Freilich, sagt er, meine Frau will noch einen Kuchen backen. Er geht.

Abermals kommt Einer daher.



Wohin gehst denn du, Caspar? Der sagt: Der verfluchte Jud' hat mich mit den Ochsen betrogen. Nun will ich ihm 'mal vor die Schmiede rücken, ob er sie gutwillig zurücknimmt, oder ob ich ihn verklagen muß. Samstags haben die Juden Schabbes, da darf man ihnen nicht kommen. Da will ich's heut' abthun, wo man doch nicht ins Feld schaffen gehn darf.

Noch Einer kommt hastig daher.

Wohin, Peter?

Mein Nachbar hat mir das Wasser von der Wiese abgegraben, da will ich ihm eine Ladung schreiben lassen.

O laß das doch, vergleich dich mit ihm!

Da müßt mein Herz ein Narr sein! ruft er. Er hat's noch gar heut', auf den Sonntag, gethan. Da will ich ihn zwicken. —

Wir machen das Fenster zu und ich sag': Heut' ist Platz in der Kirche! — Das sind Christenleute! — Gott erbarme sich! — Nun läutet's in die Kirche.



Ein paar alte Leute und die Kinder gehen zur Kirche. Hinter den Fenstern gucken ihnen die anderen Leute nach. Kaum aber schallt hell die Orgel aus der leeren Kirche, und der Gesang klingt so dünne drein — da geht hier eine Thür auf und dort eine. Hier trägt die Frau

Kuchen ins Backhaus; dort schleichen die Männer ins Wirthshaus, den Morgenschnapps zu trinken und die Zeitung zu lesen, die der Postknecht, der auf dem kleinen Karren saß, abgeworfen hat bei dem Wirthe. So kostet sie nichts. — Es ist ja Sonntag heute!

Meiner Treu'! ruft der Nachbar Gevatter, man meint, der Spinnstubenschreiber wohnte hier!

Leider ist das „hier" aber fast überall!

Das sind Christen, die den Tag des Herrn feiern! Wird da noch die Bibel gelesen? Gesungen aus dem Gesangbuch? Gebetet? — Ah, was, das sind alte Gewohnheiten. Wer wird das noch thun? — Nachmittags geht man auf die Kegelbahn; ins Wirthshaus karten; in die Masen; man setzt sich auf die Bank, vor die Thür oder aufs Bauklotz, plaudert, hechelt die Leute durch, oder geht spazieren. Abends — das versteht sich von selbst — geht man ins Wirthshaus, und um zwölf oder ein Uhr heim! — Es ist Sonntag heute! —

Nun wollen wir 'mal sehen, wie es Montags Morgens ist! —

Um vier Uhr heißt's: Heraus!

Die Magd kommt mit schlaftrunkenen Augen und geht an die Kühe. Der Knecht schlendert gähnend die Treppe herunter und flucht, daß man wieder ins Joch muß. Der Hausvater haselirt, weil's nicht fix geht. Der Sohn knurrt: Man kann nicht mehr ausschlafen! Die Tochter macht ein Gesicht wie vierzehn Tage Regenwetter. Die Kleinen lamentiren, weil sie in die Schule müssen. Jetzt geht's zum Kaffe. Der Vater zankt mit Allen, weil es keinen Fortgang hat. Mürrisch wird gegessen und getrunken. Mürrisch, oder höhnisch singend und pfeifend geht das junge Volk fort an die Arbeit.

Jetzt geht der Hader zwischen Mann und Frau an. Er sagt: sie sei Schuld, weil sie zu Allem schweige; sie sagt: er trage die Schuld, weil er Abends im Wirthshaus sitze. Ein Wort gibt das andere, und — die kleinen Kinder machen sich fort, daß sie aus den Füßen kommen, weil's nicht geheuer ist und Eine abfallen könnte. —

Endlich geht er aufs Feld. Jetzt geht das Vieh auf die Weide und die Frau treibt's. Sie kommt zur

Nachbarin. Da wird geschwatzt. Endlich, nach einer halben Stunde kommt die Marketenterin. Mit der schlüpft sie schnell ins Haus: denn der Mann ist nicht da! Nun wird ihr Butter, Eier, Käse, Linsen, Erbsen, Bohnen, und was sich nicht wehrt, verkauft. Das gibt Geld, wovon der Mann nichts weiß — so für eine neue Haube, Schürze, Halstuch — oder ein Kaffechen extra!

Der Gevatter sagt: Der Spinnstubenschreiber weiß, wo Barthel den Most holt!

Leider ja! aber das sind nur so einzelne Züge, so einzelne Geschichten. Das gesammte Leben und Treiben an Sonn- und Werktagen ist faul, wurmstichig, gottlos. Die Kirchen stehen leer — die Wirthshäuser sind voll; im Hause ist Unzucht, Unfriede, Untreue, Ungehorsam —; im Herzen ist Elend. Die Religion ist todt; die Lieb' hat die Auszehrung; die Treue ist ausgewandert, freilich nicht nach Amerika, denn da ist sie erst recht nicht; das Raisoniren über Schule und Kirche, Lehrer und Pfarrer, Obrigkeit und Gesetz, Eines über das Andere, über Gott und die Welt — das ist überall daheim. Sitte und Zucht sind fort. Die meisten Ehen werden in Schanden geschlossen. Die alte Tracht ist ausgestorben. Putz und Staat herrscht überall in Summa — das Herz blutet Einem!

War's denn immer so? Gevatter, Ihr seid ein alter Mann, war's in Euren jungen Jahren auch so? — Redet!

Ihr schweigt, aber Eure Stirn legt sich in Falten. Gut, ich bin auch weit über das Abzahnen hinaus, ich will für Euch antworten: Nein! Nein! Nein!

Wenn der Samstagabend mit seinem Glockenklange der Woche den Scheidegruß gab, wurde Alles geordnet, das Geräth im Haus, in Hof, in der Küche und Stube. Der Stall wurde gereinigt, die Gasse gekehrt, das Gemüse für den Sonntag gefegt, die Kleider, Schuhe und Stiefel gereinigt, die Sonntagskleider zurecht gelegt. War das Alles in Ordnung und zu Nacht gegessen, so wurde ein frommes Lied gesungen. Der Hausvater betete den Abendsegen und jetzt schloß er die Thür und Alle gingen zur Ruhe.

Mit dem Sonntagsgeläute war Alles auf den Beinen.



Die Suppe wurde aufgetragen; Alle kamen und der Vater las das Morgengebet und einen Psalm aus Gottes Wort. Dann wurde gegessen und nun rüstete sich Jedes zur Kirche; denn nur Eins blieb zu Hause, um zu kochen, und das wechselte ab. Läuteten die Glocken, so strömte Alles zum Hause, wo des Herrn Ehre wohnt. Da war eine Kirche voll frommer Beter; da brauste der Gesang wunderherrlich; da herrschte tiefe, stille Andacht.

Kehrten sie heim, so war's bald Essenszeit. Eins der Kinder betete, und nun wurde gegessen.

Nach dem Essen langte der Hausvater die Bibel vom Brett. Die Kinder lasen das Evangelium, die Epistel, den Text, und der Vater examinirte, was sie von der Predigt behalten hätten. Darauf wurde das Lied gelesen oder gesungen, das zur Predigt gehörte, und ein Gebet gesprochen.

Hierauf holten die großen Kinder ihr Schreibbuch und ihre Schiefertafel. Es wurde geschrieben und gerechnet. Die Kleineren lernten ihre Schulaufgabe für morgen. War Katechismuslehre oder Predigt, so gingen wieder Alle hinein. Nach der Kirche durften sie hinausgehen; aber Punkt sechs Uhr waren Alle wieder zu Hause zum Essen. Im Sommer durften die Erwachsenen wohl noch ein Stündchen majen gehen; aber die Kleinen gingen schlafen, und die Mutter begleitete sie, ob sie auch beteten.—

Punkt neun Uhr wurde der Abendsegen gelesen und zu Bette gegangen. So war's am Sonntage!

Der Gevatter nickt und sagt: Grad' so war's im Vaterhaus und mir kommt ordentlich das Heimweh an! —

Montags im Sommer um vier, im Winter um sechs Uhr wurde aufgestanden. Sonntags Abends schon vertheilte der Hausvater die Arbeit für Morgen an Knecht und Magd, Sohn und Tochter. Nachdem das Vieh besorgt war, wurden alle Glieder des Hauses und das Gesinde ins Zimmer gerufen. Die Suppe stand auf dem Tisch.

Jetzt las der Vater ein schön Kapitel aus der Bibel, dann ein Gebetslied und dann das Morgengebet oder den Morgensegen. Und das war auch einer für Alle! — Darauf ging's an die Arbeit, der Vater voraus. Mittags bei Tisch wurde ein Gebet gesprochen, Abends wieder und dann vor Schlafengehn der Abendsegen.

Da herrschte Ordnung im Haushalt; Reinlichkeit im Hause. Es war Friede zwischen den Eheleuten. Das Gesinde gehörte mit zur Familie; aß mit ihr am Tische. Die Kinderzucht war strenge. Die Mutter wachte über der Tochter Zucht und Sitte, der Vater über der Söhne Art und Wesen. Treue und Gehorsam, Einfachheit und Ordnung war überall. Man hielt auf die alte Tracht und änderte nicht die Kleidung alle Tage nach der Mode; dafür herrschte auch Wohlstand im Hause und die Lumperei und die Schulden, die heutzutage so zahlreich sind, wie die Ziegeln auf dem Dache, blieben draußen.

Da kam's nicht vor, daß eine Frau heimlich handelte. Sie wäre gebrandmarkt gewesen für immer. Da wäre das Paar, dessen Braut den Kranz nicht mit Ehren trug, der Gefahr ausgesetzt gewesen, daß man ihn ihr herabgerissen hätte, und die Schande tilgte das ganze Leben nicht. So wohnte ein heilig Gefühl der Zucht und Sitte im Volke.

Redet, Gevatter, war's anders? —

Der Gevatter sagt: Ja, ja, so war's! Wahrhaftig! — Und daß es nicht mehr so ist, das ist die Wurzel unseres Elends, unseres Jammers! Wohin soll's kommen, wenn das so fortgeht, wie's ist? —

Glaubt nicht, meine Lieben, daß es so stehen bleibt,

O Gott, Nein! Das ist, wie mit dem Steine, der den Berg hinabrollt. Immer größer werden seine Sprünge, bis er endlich im Abgrunde liegen bleibt. So geht's uns! Immer schlimmer wird's werden, bis das Strafgericht kommt, das wir selber heraufgerufen haben durch unsere Gottlosigkeit. —

Darum wollen wir in uns schlagen, wie der verlorene Sohn, und zum Vater zurückkehren mit dem tiefempfundenen Schuldbekenntniß: Wir haben gesündigt im Himmel und vor dir!

Aber damit ist's nicht abgethan.

Wollen wir wieder vorwärts kommen, so müssen wir rückwärts gehen. Das heißt, wir müssen's wieder machen, wie die Väter es gemacht; aber wollte ich Euch da Alles, das Anders werden muß, ans Herz legen, das würde für jetzt zu weit führen. Ich will Eins herausgreifen, das freilich eine Hauptsache ist. Ein andermal, will's Gott, mahn' ich an Anderes, wenn Gottes Gnade das Leben fristet. Wo's anders werden muß, das ist vor Allem die Feier des heiligen Sonntags. Der steht vorn an in der Woche und feiern wir den erst wieder recht, so wird die Sonntagsfeier ihren Segen schon in die Wochentage, in die Arbeit, ins Leben hineintragen. Das ist gewißlich wahr!

Nun denn, Hausvater — Hausmutter!

Es ist der Tag des Herrn, der Tag Gottes. Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke thun; aber am siebenten ist der Sabbathtag des Herrn, deines Gottes, da sollst weder du, noch deine Kinder, noch dein Gesinde, noch dein Vieh und eben so wenig der Fremdling, den du eben herbergest, arbeiten — denn der Herr segnete den Sabbath und heiligte ihn. Das hast du als Kind schon gelernt, das rufen dir die Glocken ins Herz zurück.

Es ist deines Gottes Tag. Heilige ihn ihm. Er segnete dich, er errettete dich, er half in Nöthen. Sein Tag sei dir ein Tag des Dankens und des Preises!

Du thatst viel Böses in den sechs Arbeitstagen — bedenk's — er sei dir ein Tag der Reue und der Buße!

Du bedarfst deines Gottes immer und überall in den kommenden Tagen — er sei dir ein Tag des Gebetes!

Du sollst stark werden im Guten, sollst glauben, hoffen, lieben — er sei dir ein Tag, an dem du sein Wort betrachtest, liesest, bedenkst!

O sieh', er ist ein Tag der Auferstehung deines Herrn und Heilandes. Blick' hin auf ihn und stehe auf von den Sünden deines Lebens. Er werde dir ein Tag geistiger Auferstehung!

Wie liebreich bietet dir dazu der Herr die Hand. Hörst du die Glocken? Sie rufen dich zum Hause Gottes. Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen! sprach einst Josua. So sprich auch du. Du und dein Haus, Weib, Kinder, Gesinde! Begrüße den heiligen Tag mit Gebet am Morgen. Das heiligt die Seele. Hast du am Samstag Abend dein Haus bestellt, wie es der Christ soll, dann hält, dann kann dich nichts abhalten, in die Kirche zu gehen, du und dein Haus, die Deinen nämlich. Ihr wollet dem Herrn ja dienen. Thut's! Die Glocken mahnen und rufen Euch! Da seh' ich Euch im Geiste hergehen, still, feierlich, andächtig. Das Gesangbuch in der Hand! Segne Euch Gott den Kirchgang!



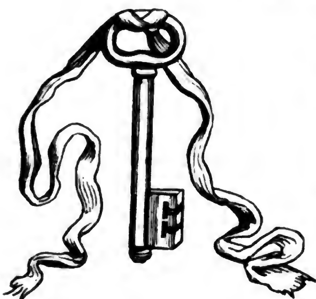
Ihr singt! Welch erhebend Lied! Da wird das Herz hinaufgetragen, wie von Engeln, zu Gott. Jetzt tritt der Pfarrer an den Altar und betet. O da betet Euere Seele mit; da kommt Trost, Friede, Kraft in sie. Da sind Alle, Alle gleicher Sünde theilhaftig, gleicher Gnade bedürftig, und werden Alle getröstet mit Dem, der Aller Trost ist!

Wieder hallet Gesang! O wie heilig wird's Euch jetzt ums Herz. Seine Pforten sind offen. Der Pfarrer verkündigt das Wort Gottes. Das findet jetzt einen guten Acker in Eueren Herzen. Es fällt der Same nicht mehr auf den Weg, nicht mehr unter die Dornen, nicht mehr auf den Felsen. Der gute Samen geht auf und trägt Früchte, und gesegnet von dem Herrn gehet Ihr heim! O wie wohl ist's Euch. Ihr seid mit Gott vereinigt, in Christo versöhnt! — Und nun leset nach Tisch in Gottes Wort. Es zeuget von Christo. Ihr wachset an Erkenntniß, an Weisheit und Gnade bei Gott. Ist noch einmal Gottesdienst. O dann gehet Ihr noch viel lieber hinein, als am Morgen, denn Ihr wißt nun schon, wie groß sein Segen ist.

Haltet Euere Kinder an zum Lesen, zum Schreiben, zum Rechnen. Und ist dem genügt, so suchet Euere Freunde auf, oder gehet hinaus in Gottes schöne Welt. Ich weiß, es geht nun kein faul Geschwätze aus Euerem Mund. Und am Abend, da sammelt wieder die Euerigen. Leset oder singet ein schönes Abendlied aus dem Gesangbuch und ein schön Gebet. Dann aber gestattet den Euerigen kein Herumschweifen mehr. Gehet fein zur Ruhe und Ihr habt den Tag des Herrn geheiligt, wie es Christenmenschen gebührt, und Euch ist so wohl im Herzen, wie es Euch lange nicht war. Das ist der Sonntagsfeier reicher Segen, und frisch, fromm, fröhlich gehet Ihr am Montag Morgen an Euere Arbeit, und der Segen Gottes ist mit Euch! Amen.

---

2. Auflösung der Räthsel im Jahrgange 1853.



Räthsel gehören nun einmal in die Spinnstube, und Ihr, liebe Leser, wollt sie auch nicht missen. Ich wette aber, Ihr habt nicht so lange an den Nüssen gekracht, als das Eichhörnchen, das allemal drüber sitzt und seine Nuß nicht aufbringt.

Das Erste unter Nr. 6 löst sich mit dem Worte: baar. Da ist's denn schlimm im Regen, wenn man baarhaupt, schlimm beim Schmutz und auf steinigem Wege, wenn man baarfuß ist; aber als eine recht angenehme Sache erkennt Ihr Alle — baar — Geld im Beutel. Da meint' ich denn, wem das beschert sei, der solle des Armen nicht vergessen.

Das Zweite unter Nr. 14 ist die Angel, die das Fischlein fängt und zum Drehen der Thüre nöthig ist. Dir möcht ich zurufen: Sei kein Fischlein, wenn die Verführung ihre Lockspeise an die Angel macht, die Dich ins Verderben ziehen will!

Das Dritte, Nr. 18 ist das Wort: Sieben; das Zahlwort nämlich, aber ich hab' auch an die Sieben gedacht, womit man die Frucht nach dem Dreschen reinigt und an die „böse Sieben," womit man bekanntlich eine böse Frau bezeichnet.

Nr. 22 ist das Gericht, welches entscheidet über das Recht, und das Gericht, nämlich die Speise.

Nr. 27 ist das Wort „Reif." Da dacht ich an den Reif am Faß und am Finger, nämlich an den Ring; an das Reifwerden der Erndte; an den Reif im Winter, der die Bäume verzuckert, und daran, daß der Reif, der scheinbar ohne Anfang und Ende ist, ein Sinnbild der Ewigkeit ist, zu der wir Alle reif werden sollen in lauter Frömmigkeit.



3. Von Büchern, die schön und gut zu lesen sind.

Ihr seid's gewohnt, daß ich Euch wohl auch ein paar Bücher nenne, die Ihr Euch mit Wenigem kaufen könntet für die langen Winterabende in der Spinnstube, wie auch sonst. Will's auch dießmal thun, und Euch aufmerksam machen auf dieß und das. Da nenne ich:

1) Der christliche Hausstand. Fünf Predigten über Epheser 5, 22—38, und Kap. 6, 1—9. Von Ahlfeld. Das ist ein köstlich Büchlein voll Gotteskraft, und

2) Predigten über die neuesten Zeitbewegungen, von Dr. A. Tholuck. Beide sind bei Mühlmann in Halle herausgekommen, und sind gar köstlich für die Sonntagnachmittage nach der Kirche. Ebenso eignet sich dazu:

3) Der Missionär und sein Lohn, oder die Früchte des Evangeliums in der Südsee, von W. F. Besser.

4) Der alte Nettelbeck, das bei Velhagen und Klasing herausgekommen ist und die Lebensgeschichte eines deutschen Ehrenmannes enthält.

5) Erzählungen für's Volk, von Ahlfeld; in Halle bei Mühlmann. Auch ein köstlich Büchlein.

6) Die Geschichte eines armen Fräuleins; bei Demselben erschienen und geschrieben von einer lieben, trefflichen Frau, die's recht versteht.

7) Die Brautkrone, eine Erzählung für Landleute aller Stände; auch in Halle bei Mühlmann erschienen.

8) Ferner Erzählungen von der Verfasserin von „Martha, die Stiefmutter,“ und „Vater, Sohn und

Enkel." Das ist wieder die liebe Frau, welche Nr. 6 geschrieben hat, und nebenbei laßt Euch

9) Martha, die Stiefmutter, und

10) Vater, Sohn und Enkel empfohlen sein. Das ist Kern und Leben!

11) Von dem braven Redenbacher liegt mir da wieder ein Bändchen der „neuesten Volksbibliothek" vor Augen, nämlich Jahrgang 1851, erstes Bändchen, Dresden bei Justus Naumann, das ich Euch bestens empfehle.

12) König und Kronprinz, ein geschichtliches Sitten- und Charaktergemälde, von Richard Baron, und

13) Fiorita, das Räubermädchen, von Demselben,

14) die Kalendergeschichten von Hoffmann.

Diese drei, die bei Trewendt in Breslau erschienen sind, geben auch einen anmuthigen Stoff zum Lesen, und

15) wollt Ihr einmal eine Geschichte lesen, wie es unter den Wilden in Amerika zugeht, grausig und schauerlich, so lernt Ihr dies aus dem „Waldläufer" kennen, der auch bei Trewendt erschienen ist. Ist aber erschrecklich viel Mord und Todtschlag drin, und einem christlichen Gemüthe wird's schuckerig dabei, und es dankt Gott, daß es weit davon ist.

16) Wollt Ihr aber eine lustige Geschichte lesen, die Euch das abentheuerliche Eulenspiegelsleben eines tollkühnen, durchtriebenen Ritters erzählt, so leset das Büchlein, das bei Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienen ist und heißet: Eppelein von Gailingen, von Fr. Trautmann. Es ist höchst ergötzlich und die Nürnberger kennen den Schelm schon und wissen alle diese Geschichten genau. Er hat sie weidlich gehänselt.

17) Das vierte Gebot, von Gustav Nieritz, in Leipzig bei Im. Traug. Wöller, ist auch ein schön Gelese, und bei demselben Buchhändler ist

18) ein Briefsteller herausgekommen, der gar gut zu gebrauchen ist, und Manchem nützlich werden kann. Das Büchlein heißt: Unterweisendes Musterbuch zu richtiger Abfassung von Briefen und Geschäftsaufsätzen für die verschiedenen Vorkommnisse des Lebens 2c., von Gg. A. Winter, Oberlehrer an der Bürgerschule zu Kirchberg, und enthält 440 Briefmuster, Vorschriften für alle ordentliche Geschäftsaufsätze, Bittschriften, Schuldscheine, Quittungen, Contracte 2c.

19) Zu allerletzt mögt Ihr mir's schon erlauben, auch von mir selber etwas zu sagen.

Ich habe da bei Buchhändler C. P. Scheitlin in Stuttgart ein Büchlein ausgehen lassen, das heißt: Hand in Hand, und will die lieben Leute lehren, daß wenn sie alle in der Liebe Hand in Hand gehen, es wieder gut im Vaterlande werden kann. Es ist eine Reihe von Geschichten, die Mancherlei lehren, und ich denke, Nichts, was böse wäre.

20) Ist da auch bei Jm. Traug. Wöller in Leipzig ein Büchlein ausgegangen, darin ich auch drei Geschichten niedergelegt habe für Euch. Es heißt: Lebensbilder aus der Heimath und Fremde. Zur Unterhaltung und Belehrung für Jung und Alt, von W. O. von Horn und Gg. A. Winter und Andern.

Endlich sind

21) von meinen gesammelten älteren und neueren Geschichten und Erzählungen bei Sauerländer in Frankfurt a. M. wieder zwei weitere Bände erschienen.

Da habt Ihr Viel zu lesen, wenn Ihr's Euch anschaffet, und ich denke, es gereuet Euch nicht.

Genug für dießmal!



4. Die Ueberschwemmten.

Eine Geschichte.

I.

Der Frühling des Jahres 1850 hat hier und dort, besonders an den Ufern der großen Flüsse, viel Jammer, Gefahr und Elend gebracht und gar Manchen, der's vergessen hatte, an das tägliche Gebet erinnert: „Bewahr' uns, Herr, vor Feuers- und Wassersnoth!“ Das war aber auch ein Winterchen! Man meinte, dem ginge der kalte Athem gar nicht aus, denn er blies noch, als schon, nach hergebrachter Weise, Frühlings Anfang im Kalender stand, so eisig, daß das Märzveilchen sein blaues Näschen in den Blättern barg und geschwind sein strahlend Äugelein schloß, und seinen würzigen Duft haushälterisch sparte für schöne Frühlingstage, die aber kaum zu kommen Kurasche hatten. Und an Schnee und Eis war kein Mangel. Man hätte auch einen Eispalast bauen können, wie sie weiland einmal einen in Petersburg in Rußland aus dem Eise der Newa bauten.

Auch der Rhein hatte sich gepanzert gegen die Kälte mit einem Eispanzer und Harnisch, der hieb- und stich-, ja selbst kugelfest war, und der Winter erwies sich bei ihm und anderen seiner Verwandtschaft als der allergeschickteste Brückenbauer, und als der wohlfeilste, denn er baute eine Brücke fast von oben bis unten über den ganzen Rhein, und es war eine stehende. Meiner Sechs, wenn die Kölner, da unten am Rheine, die sich schon so lang mit dem Project einer stehenden Rheinbrücke abarbeiten, so pfiffig gewesen wären, wie sie sonst sind, so hätten sie ihm die Ausführung übertragen! — Dabei wär' der Vortheil, daß kein Brückengeld gehoben würde, und wer zu seinem Gevatter jenseits wollte, und etwa nicht bei Kasse wär', wie's mitunter ganz braven Leuten passirt, der hätte kein Kopfbrechen nöthig. Es war auch ein Herüber- und Hinüberlaufen, daß es eine Pläsir war, und es war ein Glück, daß man nicht 1811 schrieb, sonst hätten die französischen Douaniers das Nachsehen und die armen Linksrheinler wohlfeilen Kaffe getrunken. Wer's weiß, der versteht's, und Douanen sind niemals eine Beförderung der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit gewesen. —

Item aber hinter alledem steckte etwas Anderes, was den Leuten, die so am Rheinufer wohnen, das Herz nicht leicht machte; denn der Schnee schmilzt doch einmal und das Eis auch, wenn's Thauwetter gibt — und dann gibt's Wasser, und geht's damit schnell, so wissen sie's auswendig, was ihnen dann droht!

Das ist schon in dem engen Rheinthale von Bingen abwärts eine Sache, die viel Angst und Noth bringt; aber da drunten unterhalb Köln, wo die Berge weiter und immer weiter aus einander gehen und zuletzt ganz verschwinden, wo der breite und durch viele Zuflüsse mächtige Strom durch eine völlige Ebene strömt, wo er sich, wenn der Eisdruck hinter ihm ist, mit aller Macht vorwärts schiebt — wo hohe Dämme seinen Lauf regeln und dem Fleiße der Menschen das fruchtbare Land schützen, das er einst in grauer Vorzeit selber da angesetzt und hingeschwemmt hat, da wird's Einem gruselig, wenn man an den Eisgang denkt, und daran, daß ein schnellhereinbrechendes Thauwetter die Fluth noch stärker, den Druck noch gewaltiger machen könnte. Da ist's keine große Seltenheit, daß so ein Rheindamm von Wasser und sich stopfendem Eis auseinanderfliegt wie ein Maulwurfshügel in der Wiese vor dem Rechen des putzenden Eigenthümers. Dann steht's arg und schlimm; denn wo der Dammbruch ist, da ergießt sich der ganze, gewaltige Strom hin, reißt Alles mit sich hinweg, und richtet einen Schaden an, den oft der Fleiß vieler Jahre nicht wieder herstellt, wenn er nicht gar den Fleißigen und sein Hüttchen mitverschlang und in die Wellen begrub.

Wer sich nun erinnert (ich glaub' wir denken Alle noch lange Zeit dran zurück!), wie Schnee auf Schnee sich legte im Winter $18^{49}/_{50}$; wie die Eismassen auf dem Rhein immer dicker und fester wurden, und wie der Aufgang und das Schneeschmelzen sich immer länger verzog, der kann es sich denken, wie die Herzen der armen Rheinuferleute zitterten und bebten, und daß da Alle beteten: Beschütz' uns, Herr, in Gnaden! Nur Einer that das nicht; aber, um auf Den zu kommen, muß ich Euch erst mit anderen Leuten, Orten und Zuständen vertraut machen, und in eine frühere Zeit zurückführen.

Ich hab' da vornen von der Ebene am Unterrheine geredet, die sich so greulich groß und weit ausdehnt, rechts und links vom Rheinufer und seinen Dämmen. Da kommt es häufig vor, daß einzelne Häuser im Lande herum stehen, um die herum das dem Bewohner gehörende Land liegt. Ob er's gepachtet hat, oder ob es freies Eigenthum ist, das sind Familiensachen, die uns nichts angehen. Nur von Einem solchen Häuschen wissen wir, daß es ein freies Eigenthum war, worauf freilich hin und wieder etwas Schulden lasteten. Die erdrückten aber den Bauer nicht.

Man hat dort unten herum eine reiche und traurige Erfahrung hinter sich. Dammbrüche und Ueberschwemmungen sind eben keine Seltenheiten. Darum pflegt man die Häuser, besonders die einzeln stehenden, gern an solche Stellen zu bauen, die ein Bißchen hoch sind, so ein Hügelchen etwa, denn zu einem ordentlichen Hügel bringt's das Land kaum.

Jeremias Brenner's Vorfahren waren Pfälzer aus dem Oberlande, die einst nach Amerika auswandern wollten, aber sich in Pfalzdorf und da herum niederließen. Brenner's Vorfahren wählten einen grünen Hügel, auf



dem sie ihr Häuschen bauten. Darneben gruben sie den Brunnen, dessen Hebebaum mit dem Eimer weit in die Luft ragte. Neben dran setzten sie eine Linde, weil neben dem lieben Vaterhause, bei Mannheim droben, auch eine gestanden, und die wuchs fröhlich, wurde ein gewaltiger Baum, und gab durch ihre Wurzeln dem Hügelchen, das das Haus trug, Festigkeit gegen die Rheinfluthen; aber das Haus war alt geworden. Er mußte bauen. Reich war Jeremias Brenner nicht. Was er besaß, reichte eben hin, ein Häuschen zu bauen, das unten von Stein war, und auf dem ersten und einzigen Stockwerke stand das spitze Dach, das den gedielten Speicher deckte. Hinten war noch ein kleiner Stall für eine Kuh. Viel Land hatte er auch nicht; aber doch eben genug für sein Brod, seine Kartoffeln, etwas Kappes und anderes Gemüse, ein kleines Gärtchen und etwas freies Land zum Tabaksbau, den die Pfälzer aus der lieben Heimath auch an den Unterrhein brachten. Er warf den Erlös ab, der nöthig war, Steuern, Kleider, Schuhe und dergleichen anzuschaffen, auch jährlich ein Schweinchen zu kaufen, das man mästete und in die Haushaltung schlachtete. Daß er noch dabei ein Leinenweber war und durch dies Handwerk sich etwas verdiente, kam der Haushaltung zu gut. Die war nun allerdings auch klein, denn sie bestand aus ihm, seiner Frau und einer Tochter. So ging's den Leuten ziemlich gut in ihren Verhältnissen, und sie waren schon mit ihrer Lage zufrieden; denn nicht Allen ging's wie ihnen, und mancher Nachbar — der freilich eine viertel und halbe Stunde wegwohnte, war übler dran, als Brenner, weil das Handwerk nicht aushalf, wie ihm.

Jeremias war ein frommer Mann, und seine Frau und Thrinchen, seine Tochter, eiferten ihm darin nach. Man konnte wochenlang im Hause seyn, und man hörte kein unvergohrnes Wort. Still wurde die Arbeit gethan und im Frieden schwanden die Tage hin.

Jeremias genoß des besten Rufs in der Gegend. Seine Haushaltung galt als Muster des Fleißes, der Reinlichkeit und des Friedens, wie auch des kirchlichen Sinnes; denn kein Sonntag kam, wo nicht von Zweien aus dem Hause die Kirche besucht wurde, und es war doch eben recht weit zur Kirche.

Manche Mutter, die einen heirathsfähigen Sohn hatte, warf ihr Auge auf des Jeremias Hauswesen; aber es war gewiß, der Sohn hatte seine Augen auf das Thrinchen geworfen, denn es war die Krone der Mädchen, das gestanden Alle, ohne Ausnahme. Nun, es hätte aber auch Einer stockblind seyn müssen, der nicht die Anmuth des Mädchens und ihre herzliebe Freundlichkeit und Sittigkeit hätte sehen wollen.

Wie aber die Bursche ihre Augen nicht zum Zumachen haben, so auch die Mädchen. Obgleich das schöne Thrinchen gleich die Augen erröthend niederschlug, wenn ihr Einer hineinschaute, so hatte sie doch schon lange bemerkt, daß Nachbar Herder's Steffen der schönste unter allen Burschen der Gemeinde war, und gar gerne mit ihr umging. Sonntag Mittags kam er immer in Brenner's Haus, und der Jeremias und seine Frau sahen's nicht ungerne, da Steffen ein stiller, braver Bursch war, und seine Eltern waren nicht arm. Er war auch allein Hahn im Korbe, wie Thrinchen, und er war noch dabei ein Schneider. Nun hatte er längst ausgelernt, hatte als Geselle in Meurs und in Duisburg gearbeitet, und saß jetzt für sich in seines Vaters Hause. Das ist so die Folge der französischen Gesetze, die da herum noch gelten.

Das gefiel nun dem alten Jeremias nicht. Er meinte, wer nicht in die Welt hinaus käme, käme nicht heim, wie das Sprüchwort sagt. So eine Wanderschaft in der Nähe herum sei Lumperei, und besonders ein Schneider müsse tüchtig wandern, wenn er ein rechter Meister werden wolle und solle. Das leuchtete auch dem alten Herder und seiner Frau ein, und Steffen stimmte zu, um nur den Jeremias nicht zu verkrumpeln.

Herder's Haus und Gütchen lag etwa zwei tausend Schritt weiter im Lande, das heißt vom Rhein ab. So kam's, daß beide Nachbarsfamilien mit einander zur Kirche zu gehen pflegten, und auch wieder heim.

Als sie nun eines Sonntags im schönen Herbste langsam heim schlenderten, sagte Herder:

Hör' 'mal, Jeremias, du hast so oft von der Nothwendigkeit einer weitern und längern Wanderschaft meines Steffen geredet, daß es endlich durchgeschlagen hat.

Das ist mir um seinetwillen sehr lieb, antwortete Jeremias. Wo will er denn hin und wann?

Gen Köln und weiter den Rhein hinauf, und bald, sagte Herder; er wäre schon fort, wenn nicht noch ein Haken wäre.

So? sagte neugierig Jeremias. Was ist denn das für einer?

Das will ich dir ehrlich sagen, versetzte Herder; er hat dein Thrinchen über die Maßen lieb, und möcht' gerne, ehe er geht, Red' und Antwort haben.

Aha, sagte lachend Jeremias; ich hab' doch den Haken schon lange her bemerkt. Nun, Fragen und Antworten macht die Red', und Anhalten und Wassertrinken ist Jedem erlaubt.

Freilich, sagte Herder; aber auch das Antworten und Korbgeben.

Es muß Alles probirt sein! meinte Jeremias; aber sein Gesicht war freundlich dabei, und ein Körbchen hatte er nicht bei der Hand.

Herder hatte ihn so von der Seite angesehen, und meinte, er könne es wagen.

Wär' er dir denn recht als Schwiegersohn und wir als Schwiegerleute? fragte er.

Warum nicht! sagte Jeremias.

Ei, so wollte ich, du sähest mich als seinen Freiersmann an! rief Herder.

Ist mir recht, entgegnete Jeremias. Wenn das Mädchen will, so will ich gerne sie verloben.



Herder reichte ihm seine Hand, und Jeremias schlug ein. In Gottes Namen! sagte er.

Was machen die Zweie denn? fragte die Brennerin. Handeln sie?

Die beiden Frauen waren etwas hinter den Männern zurückgeblieben, und sahen nun, wie sie sich in die Hand schlugen und ihre Hände schüttelten.

Nein, sagte die Herderin, die wohl wußte, was das zu bedeuten hatte, weil's zwischen ihrem Sohn und ihnen ausgemacht war, auf dem Heimweg aus der Kirche sollte heut' einmal das Blatt vom Munde weggethan werden.

Nein, Nachbarin, sagte sie, die Zweie haben Anderes vor. Es ist die Rede von dem lieben Thrindchen und unserem Steffen, und mein Alter hat dem deinen heute klaren Wein eingeschenkt.

Sie waren nun zu den Männern gekommen, die stehen geblieben waren.

Hör', Alte, sagte der Jeremias, ist dir's recht, daß unser Thrindchen des Steffen Braut und, so Gott will, und er glücklich und brav von der Wanderschaft heimkommt, auch seine christliche Hausfrau wird? —

Da hab' ich gar nichts einzuwenden, antwortete fröhlich die Brennerin, und Gott woll' Ja und Amen dazu sagen, daß die Ehe im Himmel geschlossen ist.

Nun drückten sie sich die Hände, und bei den Eltern war's fertig.

Wißt Ihr was, sagte Jeremias, gehet mit in unser Haus. Wir lassen dann gleich den Steffen rufen und sie können dann auch sich selber erklären.

Herder lachte.

Ich verwette meinen Sonntagsrock, sagte er, diese Mühe hat uns der Jung' erspart. Er wird wohl schon längst bei dem Thrindchen sitzen.

Was der alte Herder vermuthet hatte, war richtig.

Die Zweie saßen traulich Hand in Hand in der Stube, und merkten gar nicht, daß die Kohlraben, die auf dem Feuer standen, angebrannt waren, daß man's zehn Schritte von der Hausthüre schon roch.

Du hast recht, Herder, sagte Jeremias. Der Jung' ist im Hause, denn das Mädel hat die Kohlraben anbrennen lassen, und merkt's nicht. Ich riech's schon! —

Als die Zweie in der Stube die Eltern so fröhlich und Hand in Hand aufs Haus zukommen sahen, da wurde ihnen das Herz um einen halben Centner leichter, und sie standen auf und gingen ihnen auch Hand in Hand entgegen.

So sieht's aus? rief Jeremias, und das Mädchen erglühte.

Nun, dann in Gottes Namen! Uns ist's recht!

Und er trat zu ihnen, legte ihre Rechte in einander, und sagte: Gott geb' Euch viel Segen!

Und das Mädchen weinte, und die Mütter weinten, aber die Sonne schien hell und prächtig auf das schöne Paar, und der alte Herder sagte: Seht, der liebe Gott bekennt sich sichtbarlich zu uns!



Glück- und Segenswünsche erfolgten, und die einfache Verlobung war geschehen, unter der Linde und in Gottes hellem Sonnenschein.

Aber, Alte, sagte Jeremias, zum Brautmahle dienen angebrannte Kohlraben nicht. Geh, schütte sie in die Viehbütte. Herder's bleiben bei uns. Schneide Speck ab, und schlage ein paar Dutzend Eier drüber, und backe die herrlichen Barben, die ich gestern im Rheine gefangen habe.

Die Mutter lief fort, sich auszukleiden und das Gesangbuch wegzulegen. Herder aber sagte: Steffen, geh' heim. Im Keller liegen zwei Flaschen Pfälzer Wein von Anno 1822, die uns mein Bruder zu Wachenheim gesendet hat. Die hab' ich seitdem gespart zu einem Ehrentag, und bring' auch den frischen Edamer Käs mit, den uns der Schiffer von Ruhrort verehrt hat, dem ich eine brave Magd besorgt habe.

Der Steffen flog wie Pulver dahin. Den sich schlängelnden Weg hielt er nicht ein, sondern in schnurgrader Richtung ging's über Äcker und Wiesen hinaus. Sie sahen ihm lachend zu, und traten dann in das Haus, wo bald Steffen mit dem Beitrage zum Verlobungsmahle wieder erschien.



Da haben denn sechs glückliche Menschen einen Tag verlebt, so sonnig hell im Innern, wie er draußen war, und die schöne Braut war gar nicht Herr über ihre Hand, denn die ließ der glückliche Bräutigam gar nicht mehr los, und man meinte, es wollte sie ihm ein Anderer rauben, wozu wohl Mancher Lust genug haben mochte, die ihm aber nun gehörte zu erb- und eigen, und das glückliche Mädchen hatte gar nichts dagegen einzuwenden.

Es unterlag nun nicht dem mindesten Zweifel, daß der Steffen gar nicht an die Wanderschaft dachte, auch nicht dran denken mochte, und ebenso wenig kam es dem glücklichen Bräutchen in den Sinn, daß der Vater unerbittlich auf seinen neun Augen würde stehen bleiben.

Darin hatten sie sich aber alle Beide geirrt

Als das köstliche Verlobungsmahl gehalten, die zwei trefflichen Flaschen geleert, und die Köpfe ein wenig roth, die Zungen gelöst, und Alle um Vieles lebendiger und zuthunlicher geworden waren, auch die Mutter des Bräutchens den mächtigen zinnernen, urnenartigen Kaffetopf auf den Tisch gestellt, die kleinen holländischen Tassen geordnet, Butter, Honig und Kraut, nebst dem derben Schwarzbrod und dem frischen Weißbrod, das sie aus dem Kirchdorfe mitgebracht, aufgesetzt hatte, nahm Jeremias das Wort:

Nun, mein lieber, künftiger Schwiegersohn, hob er an, wie steht's nun mit der Wanderschaft? — Den langen Brautstand, wenn die Brautleute sich so nahe wohnen, lieb' ich nicht, und zum Heirathen hat's noch gute Weile, denn Ihr seid Beide noch viel zu jung dazu. Zum Heirathen gehört ein gesetztes Alter, ein reifer Verstand und die Aussicht auf ein ehrliches, festes Auskommen. Du weißt, wie ich über den Artikel denke.

Der Steffen wurde roth und weiß.

Ach, du lieber Gott, sagte er, ich will ja; aber nun, wo ich erst weiß, daß das Thrinchen mein ist, soll ich auch gleich auf und davon!

Grad' so mein' ich's; sagte Jeremias, und dein Vater ist derselben Meinung, und hat mir, als er sein Wort vorbrachte, gesagt, daß es noch nicht mit Euch fest sei, das sei der Haken, daß Du noch nicht eher fort wolltest. Den Haken hab' ich nun ausgebrochen; aber nun denk' ich, morgen früh schnallst Du dein Felleisen; nimmst den gewundenen Stock mit der rothen Schlange drum herum; machst das Wachstuch über den Hut und kommst herüber, uns Adjes zu sagen. Da beißt keine Maus keinen Faden von ab.

Bei so bewandten Umständen war nichts zu ändern. Zwar wischte Thrinchen etwas aus den Augen, was Jeder

für ein paar Thränchen würde gehalten haben; zwar machten die Mütter gar wehmüthig theilnehmende Gesichter, und der Bräutigam sah sauer dazu; aber der Jeremias war der Mann nicht, der etwas zurück nahm, was er gesagt hatte; da mußte unbedingter Gehorsam geleistet werden. Das waren bittere Tropfen, die in den Freudenkelch der beiden Glücklichen fielen. Sie lernten so die Gänge des Lebens kennen, in denen so oft das Leid den warmen Sitz der Freude einnimmt.

Es war ziemlich spät, als Herder's nach ihrer Wohnung gingen. Steffen brummte über den Eigensinn des alten Jeremias, aber sein Vater verwies es ihm, und er drückte den Unmuth ins Herz hinunter und schwieg; packte aber sein Felleisen, empfing fünf Thaler Zehr- und Reisegeld, und ging trübsinnig schlafen.

Siehst du, Mutter, so ist der Mensch! sagte Herder zu seiner Frau. Gestern sagte er noch: Ich wollt' ja gerne wandern, wenn ich nur auch wüßte, daß mir, während ich in der Fremde bin, das Mädchen nicht weggeschnappt wird! Jetzt weiß er's, und jetzt will er erst recht nicht dran. Was der Jeremias im Schilde führt, muß ich billigen. Erstlich soll er sein Handwerk aus dem Fundament lernen; zweitens aber ist ein langes Gepampel mit dem Brautwesen nicht gut. Er hat recht, und der Jung' soll gehen.

Morgens gab's drüben in Brenner's Hause rothgeweinte Äugelein, als der Bräutigam Abschied nahm; von Seiten der Eltern gute Wünsche und bei Steffen ein schweres Herz. Von der Thür aus wehte ein weißes Sacktuch dem Scheidenden die letzten Grüße zu, die er durch das Schwenken seines Hutes erwiederte, so lange er das weiße Tüchlein sah. Endlich verschlang's die Ferne, und Steffen zog seine Straße, während Thrinchen am Speicherladen stand, weinte und doch meinte, sie säh' ihn noch. —



II.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, Brenner's Thrinchen sei Steffen's Braut. Viele wollten's erst nicht glauben; allein als das Mädchen sich von aller Gesellschaft zurückzog, auch auf Befragen, es bejahte, da war's gewiß, und mancher Seufzer bewies, daß es schwer auf der Brust lag, aus der er aufstieg.

An Zerstreuung fehlte es indessen dem schönen Thrinchen nicht. Es half nicht bloß der Mutter getreulich in der Haushaltung und spann fleißig an seinem eigenen Tuche für die künftige Ausstattung, sondern es ging auch seiner künftigen Schwiegermutter, die eine kränkliche Frau war, getreulich in allen Nöthen zu Hilfe. Der Steffen schrieb oft und Thrinchen ließ es an den Antworten gar nicht fehlen.

In seinen Briefen erzählte Steffen Alles, was er Neues und Schönes sah in den großen Städten, wo er arbeitete, und dadurch waren die Briefe für Alle eine rechte Unterhaltung. Daß er aber nicht immer in der besten Gesellschaft war; daß er oft Nächte verkartete, und wacker „Blauen Montag" machte; daß er seinen starken Verdienst durchbrachte, und ein leichtfüßiger Windlips wurde; daß auf diese Weise die guten Grundsätze, die er zu Hause gewonnen, flöten gingen; daß er oft im ganzen Jahr in keine Kirche ging, und überhaupt den frommen Glauben der Heimath längst verloren hatte, weil seine liederliche Gesellschaft ihn verhöhnte und als alte Kindermährlein verspottete, das schrieb er nicht, weil er wußte, wie er damit übel ankäme, und daß der strenge und glaubensfeste Jeremias, wenn er das erführe, die Verlobung mit Thrinchen rückgängig machen würde, ohne alle Rücksicht und Schonung.

So kommt mancher Muttersohn hinaus in die Welt und bald wird er in der verruchten Gesellschaft der Herberge ein Tagedieb, ein Bruder Liederlich, ein Gottloser.

Es ist ein Herzeleid, daß solchem Unfuge nicht gesteuert werden kann oder mag. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten, sagt das Sprüchwort, und es ist nur zu wahr. Anfänglich hört so ein Bürschchen das gottlose Gerede, die schamlosen Zoten, die Verspottung des Heiligen, ja selbst die Gotteslästerung mit Unwillen und innerem Widerstreben an. Es waltet noch der fromme Glaube und die heilige Scheu und Scham in der Seele, die der treue Seelsorger, die frommen Eltern gepflegt und gehegt; aber er hört's alle Tag und wird allmählich abgestumpft. Nun hört er's gleichgültig an. Allmählich meint' er, es müsse so sein und — stimmt mit ein, und ehe er sich's versieht,

wiegt er just so leicht oder so schwer, wie das verworfene Gesindel, mit dem er umgeht. So sinkt er in den schrecklichen Abgrund.

Grade so war's dem Steffen gegangen.

Manchmal kam er noch zur Besinnung, wenn er an das fromme, treue, reine Gemüth seiner holdseligen Braut gedachte; allein er meinte, das sei eben nur so, weil das Mädchen in dem altfränkischen Kohl der alten Leute erzogen sei, und eben nichts Anderes sehe und höre; ihm sei's ja grade so gegangen; jetzt aber sei er aufgeklärt, und es werde ihm seiner Zeit recht leicht werden, Thrinchen ebenso weise, einsichtsvoll und gebildet zu machen, wie er geworden sei; er habe ja auch den alten Kram der Religion, des Kirchengehens, des Glaubens an Gott und seine Vorsehung und Weltregierung und des Betens abgelegt.

So stand's mit dem Steffen, als er in die Schweiz ging. Dort war er in die rechte Schmiede gekommen. Die deutschen Gesellen dort freuten sich, wieder einen zu haben, der mit ihnen gleich dachte, und besonders auch für ihre Meinung empfänglich war, daß nun lange genug die Reichen reich gewesen seien; daß es nun endlich Zeit sei, die bisherige Einrichtung der Welt umzuwandeln, also daß die Armen einmal reich werden, und daß dieß am Leichtesten dadurch zu bewirken sei, daß eben mit ihnen getheilt werde. Dieß gottlose Wesen nahm nun Steffen's Seele vollends ein, in der der Glaube an Gott und den Heiland Jesum Christum längst ausgerottet worden war.

Wie gesagt, daheim ahneten sie das nicht, und in seinen Briefen hütete er sich auch, wie vor dem Feuer, etwas zu äußern, was seine verworfene Gesinnung hätte verrathen können.

Indessen floß ein Jahr nach dem andern hin, und die dreie, die Jeremias gesetzt hatte, waren ihrem Ende nahe, da gab's plötzlich Veränderungen in der Heimath, an die Steffen nicht dachte und Niemand sonst.

Eines Tages nämlich waren Herder und seine Frau über den Rhein gefahren, wo in einem nahen Städtchen Jahrmarkt war. Sie hatten gute Freunde da, die sie besuchen wollten, und auch manches Bedürfniß sollte

dort befriedigt werden, was dafür hinausgeschoben worden war.

Brenner's sollten mitfahren, aber das Erkranken der Brennerin hielt sie zurück.

Es war ein heißer Sommertag. Schwül war die Luft, und die aufsteigenden Wolken ließen ein Gewitter fürchten. Obgleich Thrinchen bat, sie sollten, wenn es ein stürmisch Wetter gebe,. bei den guten Freunden über Nacht bleiben; sie wolle das Vieh und Alles wohl besorgen, auch im Hause schlafen, so meinten die guten alten Leute doch, das sei Alles nicht nöthig, sie würden schon bei Zeiten wiederkehren, und das Gewittergewölke könne sich ja auch verziehen.

So fuhren sie denn hinüber.

Aber das Gewittergewölke verzog sich nicht; vielmehr thürmte es sich schwarz und drohender, als seit langer Zeit auf. Thrinchen ging oft vor die Thür ihres Hauses und schaute sich ängstlich um. Der Wind erhob sich immer mächtiger. Die Wellen des Rheines peitschten die Dämme heftig, und der weiße Schaum spritzte hoch empor in der Brandung, und doch war es kaum vier Uhr. Immer dunkler wurde der Himmel. Man hörte dumpfes, fernes Grollen des Donners; zackige Blitze fuhren aus den dunklen Wolken in allen Richtungen; der Wind erstarkte zum Sturme, der die Wellen des Rheines tief aufwühlte und hoch empor hob, daß ihre Kämme mit weißem Schaume bedeckt waren.

Es war ein Sonntag Nachmittag. Zahlreiche Haufen von Marktgästen waren hinüber gefahren. Das Allerschlimmste in solchen Zeiten ist das, daß die Schiffer in der Hoffnung und Aussicht reichlichen Verdienstes auch ein Gläslein über den Durst trinken, und dann tollkühn den Gefahren trotzen.

Brenner's bebten vor Furcht, hofften aber, daß Herder's die Ueberfahrt nicht wagen würden.

Jetzt sah man einen Kahn drüben abstoßen. Er war überfüllt.

Gott behüte die Leute, sagte Jeremias. Die Schiffer sind, bei meiner Seele, trunken, sonst würden sie bei solchem Wetter die Fahrt nicht wagen!

Seht nur, wie der Kahn schwankt!

Stellenweise sah man ihn gar nicht, so hoch gingen die Wellen. Dennoch schnitt der Kahn, der ein gutes Segel hatte, wie ein Pfeil durch die Wellen.

Wenn sie nur ruhig sitzen! sagte Jeremias, so hoff' ich zu Gott, daß es gut gehen soll. — Ich will aber auf den Damm gehen, um das Seil zu fassen, wenn sie landen.

Ich gehe mit Euch, Vater, sagte das angstvolle Thrinchen.

Beide gingen dem Ufer zu, indeß die Mutter am Fenster lag und laut betete.

Der Kahn war, als Jeremias und Thrinchen auf dem Damm anlangten, in der Mitte des Stromes, wo die Gewalt des Sturms am Heftigsten war.

Jetzt faßte ein fürchterlicher Windstoß das Segel. Der Mast legte sich ganz auf die Seite.

Gerechter Gott, erbarme dich! rief Jeremias, denn er hörte schreiende Frauenstimmen, sah, wie Etliche aufsprangen; wie die Unordnung im Kahne zunahm; wie er Wasser schöpfte und — umschlug! —

Der Sturm verschlang das Geschrei der in die Wellen Gestürzten. Man sah sie noch eine Weile mit den Wellen kämpfen, die Arme emporstrecken, dann — versinken. Manche, die des Schwimmens kundig waren, schwammen noch eine Strecke, aber auch sie verschwanden.

Kein Kahn war da, sonst würde Jeremias hinaus gesteuert sein. So stand er starr da und rang die Hände. Vom jenseitigen Ufer stieß ein Kahn zur Rettung ab, aber er vermochte nicht die Verunglückten zu erreichen, und konnte froh sein, nach vergeblichen Anstrengungen, das Ufer wieder zu erreichen.

Als sich Jeremias nach Thrinchen umsah, lag sie ohnmächtig auf dem Damme. Sie hatte das entsetzliche Schauspiel nicht ertragen können.

Jetzt sah man in der Ferne Leute gegen das Ufer laufen. Er faßte sein Kind und trug es heim zur Mutter, um schnell wieder ans Ufer zu eilen; aber kein Leben war gerettet worden. Alle, selbst die Schiffer waren von den brausenden Wellen verschlungen.



Hinüber zu fahren, um Kunde zu holen, war unmöglich; denn der Sturm wuchs von Minute zu Minute. Die Nacht kam ungewöhnlich früh und deckte das weite, große Grab mit ihrem dunklen Mantel zu, während ein Regen sich entlud, der einem Wolkenbruch ähnlich war.

Als Jeremias heim kam, streckte Thrinchen ihm beide Arme entgegen und fragte: Waren sie im Kahn? O Gott, o Gott! wäre doch Steffen hier! rief sie verzweifelnd aus.

Wer kann das sagen? war des Vaters Antwort. Bleich, wie ein Todter, sank er in seinen Sorgstuhl.

Die Nacht hindurch kam kein Schlaf in ihre Augen. Erst der Morgen gab der erschöpften Natur bei Allen ihr Recht. Nur die gute Brennerin fuhr von Zeit zu Zeit auf und horchte; aber der Sturm heulte noch wild und grausig.

Erst mit Sonnenaufgang legte er sich allmählich, obwohl die hochgehenden Wellen den Verkehr mit dem rechten Ufer noch unmöglich machten.

Als endlich die von Angst und Leid Ermüdeten erwachten, zeigte sich neuer Grund banger Sorge. Die Brennerin war sehr leidend. Ihr ohnehin schwacher Körper war der innern Qual und Sorge erlegen. Sie konnte nicht aufbleiben, sondern mußte sich zu Bett legen. Jetzt kamen endlich auch Nachrichten. Zwölf Personen waren in dem Kahne gewesen und alle ertrunken, und darunter Steffen's beide Eltern. —

In Jeremias Hause war nun tiefes, herbes Leid, und die schauderhafte Gewißheit wirkte auf die Brennerin in solcher Weise ein, daß sie schwer erkrankte.

Wochen vergingen und Thrinchen kam nicht vom Bett der leidenden Mutter. Ihr Zustand war der Art, daß man für ihr Leben besorgt sein mußte. Indessen genas sie langsam wieder; aber wer sie ansah, mußte es erkennen, daß der Todeskeim in ihr Wurzeln schlug und in nicht fernen Tagen das verhieß, was Gatte und Kind mit bangem Herzen ahneten.

An Steffen hatte der Pfarrer geschrieben, und wie sorgfältig er auch seinen Brief aufgesetzt hatte, die Hauptsache desselben, der schreckliche Tod seiner Eltern mußte doch heraus. Diese Hiobspost traf ihn wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Er lag ganz trostlos darnieder;



denn ein Menschenherz, das keinen Glauben mehr hat, ist auch ohne Trost. Allein der Glaube kann aufrichten und trösten.

An ein längeres Ausbleiben war nun nicht zu denken; weil Haus und Hof verwaiset waren. Er packte schnell seine Siebensachen und machte sich auf die Sohlen.

Man hätte denken sollen, wo der Herr so erschütternd an die Thüre des Herzens klopfe, müsse denn doch auch drinnen eine Wirkung erfolgen; aber an seinem Herzen ging's vorüber. Der wilde Ausbruch des Schmerzes legte sich und die alte Stimmung kehrte wieder, ehe er die Heimath erreichte. Er dachte übrigens genau darüber nach, wie er sich daheim halten müsse, und seine Schlauheit erkannte, daß er, was er im Ausland an Gottlosigkeit der Gesinnung gewonnen, ebenso schlau verbergen müsse, wie er es in seinen Briefen gethan. Hieraus geht hervor, wie tief Steffen gesunken war, auf der andern Seite aber auch, daß er fühlte, wie er sich seiner Gottlosigkeit schämen mußte. Freilich hielt er dafür, daß seine Freunde noch zu seiner Aufklärung nicht herangewachsen seien und darum so Etwas nicht zu schätzen wüßten.

Der erste Augenblick des Wiedersehens erschütterte ihn allerdings tief, aber bald siegte sein Leichtsinn, und der Trost, daß er nun bald Thrinchen heimführen werde, söhnte ihn wieder mit seinem Schicksal aus.

Er ließ nun auch mit Bitten nicht nach, bis Jeremias seine Einwilligung zur Hochzeit gab. Im Grunde betrachtet, mußte Steffen auch heirathen, denn wer sollte ihm, da er doch das Anwesen allein geerbt hatte, seine Haushaltung führen? Sollte er sich kochen und auch die viele Arbeit bestreiten, die er mit seinem Handwerke hatte? Das ging nicht, und, wie es so bei neumodischen Schneidern zu gehen pflegt, seine Arbeit wuchs so sehr, daß er auch ernstlich daran denken mußte, einen oder zwei Gesellen zu halten.

Die Hochzeit wurde, nach Jeremias' ausdrücklichem Willen in der Stille gehalten, und die jungen Leute zogen in Herder's altes Häuschen und lebten, wie es schien, vergnügt miteinander.

III.

Wie es schien! — Nun, alle Welt weiß, daß heutzutage gar Vieles scheint, was nicht ist. Wenn man genauere Kenntniß von manchem anscheinend vergnügtem ehelichen Verhältnisse gewinnt, so steht's halt anders, als es scheint. Man verbirgt der Welt unter freundlichem Gesichte das tiefe Leid, das am Herzen nagt. — Thrinchen war nicht glücklich, das war die traurigste Thatsache. Zwar, das konnte sie nicht leugnen, Steffen trug sie auf den Händen, wie man zu sagen pflegt, aber zwei Dinge störten ihr Glück und untergruben es heillos.

Das Eine nöthigt, etwas zurückzublicken. Thrinchen, das ist schon erzählt worden, war ein ungemein liebliches Mädchen, und war in der ganzen Gemeinde Keine, die sich ihr an Schönheit an die Seite stellen konnte. Unter den Burschen, die ihr zu Gefallen gingen, war einer, der sie aus voller Seele lieb hatte. Er war reich, vielleicht der Reichste in der Gemeinde, und würde, wäre er Alleinherr gewesen, gefreiet haben; allein ein alter Ohm, dessen Erbe er war, ließ es nicht zu. Durch stetes Quälen hatte er's endlich dahin gebracht, daß der Alte geneigt wurde, es zuzugeben, da hieß es: Stephan Herder ist Thrinchen's Bräutigam. Das beugte den braven jungen Menschen tief, zumal er nun von seinen Kameraden gehänselt wurde, daß er sich das schöne Thrinchen habe von einem Schneider wegstipitzen lassen. Dieß Alles konnte dem Steffen nicht verborgen bleiben, und seltsamer Weise warf er auf den braven jungen Lambert, wie der junge Mann hieß, einen tödtlichen Haß. Wo er konnte, ärgerte, kränkte und quälte er den Lambert. Da dieser sich entschieden gegen jede andere Verbindung wehrte, nährte dieß am Ende in seiner Seele die Neigung zur Eifersucht. Denn eines Tages ließ er seinem Hasse gegen Lambert freien Lauf in maßlosen Reden. Thrinchen, die Lambert als brav kannte, vertheidigte ihn fest und nachdrücklich gegen die gehässigen Aeußerungen ihres Mannes. Er schwieg, aber von dem Augenblick an, wurzelte ein unseliges Mißtrauen gegen seine gottesfürchtige Frau, deren Seele und Leben keine, auch nicht die entfernteste Hand-

habe bot, an die er sich hätte halten können. Dennoch kränkte er sie täglich aufs Bitterste durch Anspielungen, die nur sie allein verstehen konnte. Thrinchen schwieg, aber manche Thräne floß heimlich.

Was aber noch tiefer ihr frommes Gemüth verletzte, war der vollste Unglaube Steffen's. Erst jetzt zog er den Schleier ganz hinweg von seinen Gesinnungen. Er ging in keine Kirche; arbeitete am Sonntage; las nie in der Bibel — ja noch mehr, er spottete und höhnte über die Herzensfrömmigkeit seiner Frau. Betschwester, nannte er sie, wenn sie zur Kirche ging; Betschwester, wenn sie am Sonntag Nachmittag in Gottes Wort las; Betschwester, wenn sie zum frommen Gebet ihre Hände faltete.

Oft ließ sie sich mit ihm ernstlich ein über die Religion; aber alle ihre Beweise und Gründe halfen nicht. Er wurde nur verhärteter. Ach, das war ein Gegenstand tiefen Kummers, aber auch des heißesten Gebetes für sie! Lange hatte sie ihr Leid in der Stille getragen; aber als Steffen nie zur Kirche ging, stellte ihn Jeremias zur Rede.



Jetzt, wo er sein Ziel erreicht hatte, hielt er es auch nicht mehr nöthig, gegen den Greis zurückzuhalten. Er sprach seinen Unglauben aus und höhnte Dessen fromme Gesinnung. Jeremias nahm sich die Mühe, das Letzte zu versuchen, ihn auf bessere Wege zu bringen; allein all' sein Reden blieb wirkungslos.

Im höchsten Grad entrüstet, rief er aus: Wie gut ist's, daß deine fromme Eltern diese Gottlosigkeit nicht erlebten, sie hätte sie mit Herzeleid in die Grube gebracht. Ich werde deine Schwelle nicht mehr betreten; aber dein armes Weib, mein gutes Kind, beklage ich. Dich wird die Zuchtruthe Gottes treffen. Irre dich nicht! Gott läßt sich nicht spotten!

Er ging und kam nie wieder. Nun war vollends das arme Thrinchen unglücklich. Wollte sie die theuren Eltern sehen, so mußte sie hinübergehen; aber dazu gewann sie, auf der die Last der Haushaltung allein lag, nur sehr selten freie Zeit. Steffen that ihr Alles, was er ihr an den Augen absehen konnte; aber ihr Glück war zerstört, ihr Friede, ihre Freudigkeit fort.

Bald fiel in jener Gegend, wo noch viel christlich frommer Sinn herrscht, Steffen's Thun und Lassen auf. Es fehlte nicht, bald erkannte man ihn völlig. Wie früher seine Kundschaft auffallend zugenommen, ebenso schnell nahm sie nun ab. Die Gesellen wurden entlassen; aber über Kurz hatte er nicht mehr hinlängliche Arbeit.

Thrinchen konnte sich nicht enthalten, diese Folge seiner Art und Weise ins rechte Licht zu setzen.

Ich brauche die Kopfhänger nicht! rief er zornig, und baute nun sein Feld selber.

So kam das Jahr 1848 und auch in jener Gegend gab es Menschen, die sich gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit setzten und also Gottes Ordnung widerstrebten. Das waren eben die Leute für Steffen. Vergebens flehte sein treues Weib, er solle ihre Gemeinschaft meiden. Er war nicht gewohnt, sich einreden zu lassen; darum folgte er blindlings seinem Kopfe.

Die Familie war im Laufe der Jahre angewachsen. Fünf Kindlein wollten ernährt, gekleidet und unterrichtet sein. Steffen fing an zu fühlen, was Noth sei. Statt

aber, daß ihn die Noth in sein Herz hätte blicken lassen; statt daß er reuevoll seine Gottlosigkeit erkannt hätte, ging er jetzt Nachmittags ins Dorf und kam oft erst um Mitternacht nach Hause, und dann trunken von Branntwein!

Das arme Thrinchen! Wie unaussprechlich unglücklich war sie! Ihre Eltern waren ihr einziger Trost; allein auch der sollte weichen. Schon seit Jahren kränkelte ihre Mutter. Es war fast wunderbar, daß sie noch lebte; denn Niemand hätte das geglaubt, daß sie noch so lange leben würde. Jetzt aber, wo sie ihres armen Kindes wachsendes Elend sah, brach ihr Herz. Thrinchen war tief gebeugt. Steffen selbst war ergriffen. Ach, sie hoffte, dieß Ereigniß werde ihn umwandeln! Es war indessen nur ein vorübergehendes Aufleuchten des Bessern in ihm, bald fiel er wieder in das alte Thun und Treiben zurück. Es war himmelschreiend, daß der ruchlose Wirth ihm das Geld, dessen er zum Spielen, Trinken und Jubiliren bedurfte, lieh, in der Hoffnung sein Haus und Gut an sich zu bringen. Alles Bitten und Flehen Thrinchen's half nicht. Der Tod seiner treuen Lebensgefährtin, der nagende Kummer um sein Kind, brachte es dahin, daß Jeremias erkrankte und endlich starb in den Armen seiner Tochter, welcher er glaubensvoll seinen Segen gab.

Mit dem Tod ihres Vaters brach auch das Elend völlig herein. Ihres Mannes Gläubiger ruhten nun nicht mehr länger. Sein Haus, sein Gütchen ging fort. Selbst die Kuh aus dem Stall, und die ihrer Eltern, ging noch fort, und nur eine Ziege blieb der zerrütteten Haushaltung. Zwar waren Schulden auf des Jeremias Haus und Gut, aber der redliche Hypothekargläubiger sah das leidende Weib an und die Kindlein und hatte Erbarmen.

Nun zogen sie in das Elternhaus Thrinchen's und in sein Vatershaus zog ein Pächter. Das war im Spätherbst 1849, als Thrinchen mit kummervollem Herzen der Stunde entgegen sah, wo ein sechstes Kind an dem gebeugten Mutterherzen Trost suchen sollte.

Wenn sie das ihrem Manne so vorhielt, schien es, als ob er sich ändern wollte, aber da kam der böse Geist wieder über ihn und er sagte ihr: Gelt, hätt'st du den Lambert geheirathet, Betschwester?

Ueberhaupt faßte mehr und mehr ein bittrer, feindseliger Unmuth Raum in seiner Seele.

Wenn sie jammerte um ihre und ihrer Kinder Zukunft, so sagte er: Laß sie betteln! Dein Gott, dem du vertrauest, wird dir und ihnen helfen! Das sagte er mit einem Hohne, der wie ein zweischneidig Messer durch ihre Seele ging; aber die fromme Dulderin setzte ihm nur die glaubensfesten Worte entgegen: Ja, das wird er gewiß! Ich habe sie in seiner Furcht erzogen, da wird er sie auch nicht verlassen, noch versäumen.

Als sie ihre Kartoffeln erndteten und sie über die Hälfte faul waren, rief er höhnend: Siehst du die Frucht deines Vertrauens!

Auch im Wenigen ist Gottes Segen! sagte sie.

Da kam der Winter mit seinen Schrecken. Das Eis legte sich über den Rhein zu einer festen, dicken Decke. Die Kälte wurde entsetzlich und der Brandbedarf begann zu mangeln. Es war kein Geld da, um Kohlen zu kaufen, die ohnedieß bedeutend aufgeschlagen waren. Die Kinder jammerten und auch das Brod fehlte. Steffen ging verschlossen herum. Man sah, er fühlte die ganze Noth tief, und doch, wie sollte er helfen, da er keinen Credit hatte? —

Eines Abends hatte er sich frühe zu Bett gelegt. Thrinchen saß noch zitternd vor Frost beim Lichte, die Kleider ihrer Kinder zu flicken. Da kam das unaussprechliche Gefühl ihres Elends über sie, und sie warf sich nieder auf ihre Kniee und betete mit tiefer, heiliger Inbrunst. Was die Seele bewegte, kam auf ihre Lippe. Sie betete laut.

Steffen war erwacht. Das Gebet seines lieben, unglücklichen Weibes hörte er mit an. Er hatte sie elend gemacht — und doch flehte sie für ihn zu Gott. Das ergriff seine Seele und erschütterte sie gewaltig; aber er that, als schliefe er, ohne daß er's vermochte, wieder einzuschlafen. Die unglückliche Frau schlief tief und sanft, er wachte — wachte mit allen Qualen der Hölle in seiner Seele.

Da dünkte es ihm, er höre über den Schnee, der draußen Alles bedeckte, ein knarrendes Hingleiten, wie

von einem Schlitten; dann die Tritte von Männern im ächzenden Schnee, endlich ein jähes Rauschen, als würde Etwas schnell ausgeschüttet. Er wollte aufstehen; aber es ergriff ihn eine Angst, wie er sie nie gefühlt. Tiefer barg er sich unter die Decke und die quälenden Reuegedanken nagten fort und fort an seiner Seele, wie der Wurm, der nicht ruht. —

Morgens, als er aufstand, lag ein großer Haufen Steinkohlen vor seiner Thüre. Man sah vom Dorfe her die Spur eines Schlittens und Männertritte.

Siehst du, Gott verläßt uns nicht! rief Thrinchen und faltete ihre Hände und pries den Herrn.

Still stand er am Fenster und wieder regte sich in seiner Seele der alte, böse Geist und der Name: Lambert! ging über seine Lippen.

Es war ein Glück, daß Thrinchen es nicht hörte. Grade in dieser Stimmung, wo sie Gottes helfende Gnade pries, würde dieser Name sie um ihr seliges Gefühl gebracht haben.

Der großen, entsetzlichen Noth war gesteuert; — aber eine weit größere sollte kommen. Das Thauwetter trat endlich ein. Die Eismassen des Oberrheines drückten auf die Eisdecke des Unterrheines. Das Wasser schwoll über die Maßen. Es rauschte und krachte, als sollte die Erde bersten.

Mit Entsetzen sahen alle Bewohner die Gefahr mit jeder Stunde wachsen. Wo ein Damm schwach war, wurde schnell gesorgt, daß er dem Drucke widerstehen könne.

Und in dieser Zeit drohender Noth genas Thrinchen eines Knäbleins. Ach, die Mutterfreude ihres Herzens war groß, aber der Schmerz erfüllte es auch! Und in diesem Widerstreite der Gefühle blickte sie betend zu Dem auf, der auch der jungen Raben nicht vergißt, und ließ sich von ihrem ältesten Kind aus des Vaters Bibel die herrlichen Worte des Erlösers lesen: Evangelium Matthäi 6, Vers 24 bis 34. Steffen stand dabei, aber über seine Züge flog der teuflische Spott des Unglaubens und er ging hinaus, denn Thrinchen brach in bitteres Weinen aus.

Da hörte man plötzlich ein Schreien der Menschen. Man hörte ein entsetzliches Krachen und dann das schauder-

hafteste Rauschen des Gewässers, das die Dämme durchbrochen hatte.

Steffen stürzte bleich und athemlos herein. Auf den Speicher! rief er, sonst müssen wir ertrinken!

Er ergriff die Decke und hüllte sein Weib hinein, das den Säugling an die angstvolle Mutterbrust drückte, und trug sie hinauf. Dann stürzte er wieder herab, um vollends das Bett zu holen.

Mit jeder Minute stieg das Wasser. Noch aber hatte es den Hügel nicht bedeckt, auf dem das Haus stand.

Mit größerer Ruhe räumte er nun Betten und Bettladen auf das Speicherchen; er rettete Linnenzeug und Kleider; er holte die milchende Ziege aus dem Stall und trug sie hinauf; er holte zwei Laibe Brod, die noch im Hause waren, und was sonst noch Genießbares vorfindlich war, und richtete dann, so gut es gehen wollte, Alles auf dem Speicherchen ein. Der Anblick war herzzerreißend! Da lag die todtbleiche Mutter im Bett unter dem Dache, den Säugling an der treuen Brust erwärmend; da standen die armen Kinder weinend und zitternd umher und falteten ihre Händchen zum Gebet, und dort am Laden stand der Vater und starrte stieren Blicks auf die unabsehbare Wasserfläche, die so grausig und öde war. Die Häuser sahen theilweise noch hervor. Man hörte das schauerliche Sturmgeläute in der Ferne.



Immer wilder brüllte das Wasser. Mächtige Eisblöcke warf es gegen das Haus, daß es in seinen Grundfesten erbebte, denn das Wasser stand nun schon vier Schuh hoch im Hause und immer wuchs es noch, immer mächtiger wurden die Wellen, die am Hause widerschlugen mit wilder Gewalt.

Wohin das Auge reichte, war ein Meer. — Die ganze flache Gegend bis weithinein ins Land war bedeckt mit der Fluth und mächtigen Eisblöcken.

Steffen ließ keinen Ton vernehmen. Sein Gesicht war todtenbleich. Die Kinder wimmerten vor Angst und Frost.

Legt Euch in die Betten, sagte die Mutter. Der Herr, zu dem wir hoffen, wird uns nicht verlassen!

Steffen schwieg, aber eine Lästerung stieg aus seiner Seele auf. Er ging die schmale Stiege hinab, kehrte aber augenblicklich zurück.

Wir sind verloren! rief er. Schon berührt das Wasser die Bodendiele von unten, auf der wir stehen!

Nein, sagte begeistert die Frau: Rufe mich an in der Noth und ich will dich erhören und du sollst mich preisen, spricht der Herr!

Schweig' mir stille mit deinem Gerede, rief er aus. Wir sind verloren! Siehst du nun die Hülfe deines Gottes! Herr, Herr, höre nicht seine Lästerung! flehte Thrinchen aus tiefster Seele. Herr, erbarme dich!

Ha, Erbarmen! schrie verzweifelnd der glaubenlose Mensch. Albernes Weibergerede! Untergehen müssen wir Alle! — Und er raufte in wilder Verzweiflung sein Haar. —

Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe! sprach Thrinchen. Ist's beschlossen in Gottes Rath, nun so rettet er doch unsere Seelen! O Herr, rette auch die Seine, betete sie, die verirret ist!

Einen wilden Fluch stieß er aus! —

Aber in dem Augenblicke stieß eine Eisscholle wider das Haus, daß es krachte und zitterte.

Wir gehen unter! schrie Steffen.

Dann trifft uns das Strafgericht Gottes ob deiner Sünden! sagte Thrinchen. Sieh, um uns ein weites Grab; fern alle menschliche Hülfe; ohnmächtig wir selbst — und

dennoch bleibt dein Herz verstockt. O Steffen, geh' in dich. Flehe zu Gott um Gnade, daß deine Seele nicht verderbe! —

Er schwieg, aber das Wort machte seine Seele beben. Es war, als kämen die guten Engel seiner frommen, gläubigen Kindheit und flüsterten ihm heilige Worte in das Ohr.

Aber als der Schrecken vorüber war, kehrte auch das alte Wesen wieder.

Jetzt kam die Nacht mit ihrer Finsterniß. Ein heftiger Wind begann zu wehen und die Fluth zu peitschen. Er heulte über das Wasser hin, das gohr und brauste. Es war eine Finsterniß wie im Grab und das Entsetzen legte sich auf die Herzen der Unglücklichen und preßte es. Steffen's Lage war fürchterlich. Sein Weib und seine Kinder beteten inbrünstig. Er konnte nicht beten. — Unter den glaubenswarmen Gebeten legte sich der Schlaf auf die müden Augen. Er konnte nicht schlafen, denn die Gottlosen haben keinen Frieden. Er hatte sich auf das Heu gelegt und mit Tüchern zugedeckt, aber er warf sich hin und her. Es war ihm, als höre er das Heulen der Hölle, die nach ihm verlange. Um Mitternacht war es am Schrecklichsten, der Sturm warf die Wellen bis an das Dach, das sie schützte. Das war ein Wüthen und Brausen, ein Zischen und Grollen, daß seine Todesangst die höchste Höhe erreichte.

Da faltete er, außer sich vor Entsetzen, seine Hände und sprach: Herr, hilf!

Und als er das sagte, sprach laut im Traume Thrinchen: „Der Herr ist um uns, und die Unsrigen eine feurige Mauer und bewahret uns, wie einen Augapfel im Auge."

Ach, stöhnte er, sei uns gnädig um ihretwillen, die gerecht ist! Ich bin nicht werth deiner Gnade!

Jetzt ergriff es ihn wie Fieberfrost und rüttelte ihn innerlich, daß seine Zähne aneinander schlugen. Und er gedachte seiner Sünden; er gedachte seines treuen, frommen Weibes, seiner schuldlosen Kinder, die er elend gemacht, seines Vergehens an Jeremias und seinem Weibe — und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen. Er

kroch auf seinen Knieen zum Bett seines Weibes und faßte leise ihre Hand.

Da erwachte sie. Wohl erschrack sie, aber sie fühlte ihres Mannes Angesicht, als sie darüber mit der Hand fuhr, sie fühlte seine Thränen.

Was ist das? fragte sie, sich aufrichtend und ein Strahl lebengebender Hoffnung durchdrang ihre Seele.

Du weinst? fragte sie.

Er konnte nicht antworten, aber er schluchzte laut.

O, mein Gott, mein Gott! rief sie, hat der Herr deine Seele geweckt? — Hat der Herr im Sturm und in dem Brüllen der Wasserfluthen zu dir geredet, den du nicht verstandest, als er im Säuseln des Windes dir nahte?

Ist noch Gnade für mich möglich? stöhnte er.

Da war's als ob Prophetengeist über das fromme Weib käme. Ja, sagte sie, ja! Christus nimmt die Sünder an, und im Himmel ist mehr Freude über einen Sünder, der Buße thut, denn über neun und neunzig Gerechte!

Redest du wahr? fragte er zitternd.

So wahr der Herr lebt! rief sie; so wahr die Fluth uns nicht verschlingt; so wahr mit dem Tage die Erlösungsstunde für uns Alle kommt! —

O Thrinchen! rief er aus, kannst du auch mir vergeben? Sie drückte in seliger Freude sein Haupt an ihre Brust.

Vergebe dir Gott, wie ich dir vergebe! sagte sie.

Das ergriff aufs Neue seine Seele.

O, du mildes Engelherz! rief er, und weinte bitterlich. Wie oft hab' ich dir wehe gethan mit dem guten Lambert, der uns die Kohlen gebracht; wie hab' ich dich vorsätzlich gekränkt! Wie hab' ich dich ins tiefste Elend gestürzt! Und du bliebst mild und duldetest Alles!

O schweig, sagte sie. Alles, Alles ist vergeben, vergessen. Ein neues Leben wird ja jetzt anheben! Du bist zu Gott zurückgekehrt. Nun kehrt auch sein Segen zurück. Und sie faltete ihre Hände und pries des Herrn Gnade und flehte für ihn um Vergebung, um Licht und Kraft, um Beharrlichkeit im Guten; um Glauben.

Und er betete mit unter heißen Thränen und Friede kam in seine Brust.

Draußen aber war es, als habe der Herr den Sturm beschworen. Es wurde still. Zwar das Wasser brauste noch, aber der Sturm hatte sich gelegt und Thrinchen tröpfelte den Trost des Gotteswortes als einen Balsam aus Gilead in die wunde Seele ihres Mannes, und die Engel Gottes freuten sich solcher Worte voll Glaubenstrost.

IV.

Der Morgen tagte endlich im Osten. Der Himmel war blau und wolkenlos. Die Sonne trat nach vielen Tagen zum ersten Male klar und rein mit ihrem verklärenden Lichte hervor und vergoldete die sich kräuselnde Fluth. Das Wasser hatte sich in der Nacht verlaufen, weil sich das Eis weiter oben wieder gestellt hatte. Berghoch hatte es sich aufgestellt, und ein zweites Hereinbrechen der Fluth und Eismassen war mit Sicherheit zu befürchten. Alle drängten sich an die Dachlucke.

Da rief Thrinchen: Kommet her zu mir!

Und sie traten um ihr Bett, und sie stimmte das herrliche Trostlied Paul Gerhard's an: Befiehl du deine Wege u. s. w. Alle stimmten ein und sangen aus Herzensgrund. Und als das Lied geendet war, hob sie an zu beten aus der Seele Grund, und dem Herrn zu danken, der sie gerettet aus der Gefahr und aus der tiefsten Noth. Ach, Steffen fühlte, wofür sie so begeistert dankte.

Ein Trost, ein Friede kehrte in seine Brust ein, wie er ihn nie gefühlt.

Er trat zur Dachlucke und blickte hinauf zum blauen Himmel, und auch er dankte heiß und inbrünstig für die Gnade des Herrn, die sich an ihm verherrlicht hatte.

Er sah nicht, er hörte nicht, was um ihn vorging.

Da rief eins der Kinder: Seht dort, ein Schiff! es kommt auf unser Haus zu!

Siehst du, rief Thrinchen voll seliger Wonne, der Herr verläßt uns nicht!

Jetzt erwachte Steffen aus seiner Andacht. Auch er sah das rettende Schiff nahen.

Sechs Männer ruderten mit einem großen Kahne herbei und legten am Hügel an.

Schnell herbei! riefen sie herauf, ehe das Eis losbricht!

Da kam Leben in Alle. Die Kinder eilten hinab und stiegen in den Kahn. Steffen trug Betten hinab, und dann wickelte er wieder sein Weib in die Decke und trug sie hinab, und sie betteten sie warm und weich, und auch die Ziege holte er, und dann drückten sie ab und der Kahn flog unter dem taktmäßigen Ruderschlage wie ein Pfeil über die Fluth hin. Glücklich erreichten sie das hochliegende Dorf, wo nur bis an die Schwellen der



Hausthüren die Fluth gestiegen war. In einem befremdeten Hause fanden die Geretteten Obdach, Nahrung, Wärme.

Der Herr hatte sie gerettet, aber er wachte auch wunderbar über der glücklichen Mutter und ihrem Säug-

ling, daß kein Schaden zurückblieb und kein neuer Kummer ihre Herzen heimsuchte.

Auch die Gefahr des neuen Eisbruches ging glücklich vorüber. Zwar strömte fort und fort die Rheinfluth durch die Dammbrüche auf das Land; allein Gefahren brachte sie keine mehr, und auch so hoch stieg sie nicht mehr, als beim ersten Durchbruche.

Von allen Seiten kamen Gaben helfender Liebe für Thrinchen. Dem Pfarrer hatte Thrinchen ihres Mannes Umänderung vertraut. Er dankte Gott mit ihr.

Als nun die Zeit kam, daß das Knäblein getauft werden sollte, ging Steffen eines Tages fort. Sein Weg ging zu Lambert's Hause. Dort reichte er dem biedern Menschen die Hand und bat ihn um Verzeihung, und als dieser sie ihm zugesagt, da bat er weiter, daß er Pathe werde bei seinem Kinde. Lambert war tief gerührt und nahm es an. Jetzt eilte Steffen zu seiner Frau und verkündigte es ihr. Sie lächelte selig, denn sie sah ja, wie es ihm ein Ernst war mit seiner Sinnesänderung.

Der Pfarrer aber hielt eine ergreifende Rede bei der Taufe, darin er hinwies, Steffen wohlverständlich, wie das Todesgrauen selbst zum Leben führe und wie der Herr seine Gnade walten lasse im Herzen, wie im Leben.

Alle, die zugegen waren, ahneten die Bedeutung, denn sie sahen Steffen's Thränen und Thrinchen's Seligkeit.

Und wirklich war aus Todesgrauen neues Leben hervorgegangen. Steffen war ein andrer Mensch geworden. Seine Seele erschloß sich dem Licht und er wandelte fortan im Lichte.

Keine glücklichere Seele gab es, als Thrinchen. Sie hatte ja den verlorenen Gatten wiedergefunden und ihre Kinder den treuen, liebenden Vater und er seinen Gott und Heiland! —

Als das Wasser sich verlaufen, war Steffen und der gute Lambert unermüdet thätig, das Haus vom Schlamme zu reinigen und es zu lüften. Nach und nach trocknete es wieder aus, und am Johannistage konnten sie wieder einziehen mit Loben und Preisen der Gnade Gottes.

Was Thrinchen prophetisch geweissagt, geschah. Der

Segen Gottes kehrte wieder ein, denn das heilige Wort: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen! fand nun hier seine vollste Bestätigung. Es war ein wahrer Tempel Gottes, wo Gebet, Andacht, Frömmigkeit, Fleiß und christliche Sitte wohnte. Die Liebe heiligte ihr Familienleben. Die Kunden kamen wieder, die gewichen waren. Steffen mußte wieder Gesellen halten und die Arbeit und der Verdienst ging nicht aus. So heilte bald der alte Schaden gründlich.

Und als am letzten Tage des Jahres 1850 Abends die fromme Familie wieder das Lied sang: Befiehl' du deine Wege, und Steffen das Dankgebet aus dem schönen Gebetbuche gelesen, das ihm der Pfarrer geschenkt hatte, da sagte er zu seiner Frau: Sieh', ich war in der Finsterniß und es wurde Licht um mich; ich lebte als ein grober Sünder, und Gott holte mich zurück vom Abgrunde durch dein Gebet und seine Heimsuchung. Seine Wege führen durch Nacht zum Licht. Ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit und Treue, die der Herr an mir gethan hat! Dein Wort im Traum ist wahr geworden; der Herr war um uns eine feurige Mauer und bewahrte uns wie einen Augapfel im Auge. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Amen.

Da fiel Thrinchen ihrem Mann um den Hals und



weinte Thränen der Freude, und die Kinder kamen alle und umschlangen die Eltern mit ihren Armen und Ärmchen, und das war ein Dankopfer dem Herrn, der das Vertrauen belohnt hatte und das Gebet erhört!

Und wenn ihr, lieben Leser, da vornen das Bild anschauet, so sehet ihr die Ueberschwemmten auf dem Speicher, wie sie zum Dachfenster hinausschauen und der rettende Kahn kommt, und ich meine, der Maler hätte seine Sache gut gemacht! —

---

5. Der Handwerksbursch.

Wenn ich in der Geschichte vom Steffen davornen über das gottlose Treiben der Handwerksbursche redete, so hab' ich leider auf eine recht traurige Wahrheit und auf einen rechten Krebsschaden hingewiesen, und es thut mir wahrlich im Herzen wehe, daß es so ist; denn wie sollen solche Gesellen einmal tüchtige Bürger, christliche Haus- und Familienväter werden und ehrbare Meister? Da sieht's wahrlich schlimm aus, und der Steffen ist ein Exempel, zu dem ich noch Viele hinzuthun könnte, die leider nicht gebessert sind und an denen die rettende Gnade Gottes fruchtlos geblieben ist, weil sie sie von sich stießen.

Daß es aber auch, Gottlob! noch Ausnahmen gibt, davon ein Beispiel zu erzählen, ist mir eine rechte Freude, und so will ich's auch gleich folgen lassen. Bittet Gott mit mir, daß es nicht das einzige sei!

Vor einer Reihe von Jahren kommt einmal ein wandernder Handwerksgeselle auf seiner Wanderschaft in die Stadt Anclam. Er fragt bescheiden nach der Herberge, und als man sie ihm gewiesen und er eingetreten, legt er sein Felleisen ab und setzt sich still in die Ofenecke.

Der Herbergsvater, der sich auf den Artikel versteht, denkt: Es braucht auch kein arger Sturm zu wehen, um den Geldbeutel des Burschen fliegen zu machen, wie eine Feder! —

Das war richtig und der Nagel auf den Kopf

getroffen. Hätte er aber weiter geschlossen, so wäre der Schluß auch nicht falsch gewesen, daß des Burschen Magen ebenso leer sei, wie sein Geldbeutel.

So ein Herbergsvater ist aber so genaturt, daß seine Barmherzigkeit justement so weit reicht, als seiner Gäste Geld, und daß er nur gegen die extra freundlich ist, von deren Mutterpfennig er noch etwas zu hoffen hat.

So machte er denn mit dem Burschen wenig Federlesens, fragte nach dem Handwerke, dem Wanderbuche, dem Woher? und Wohin? und ließ ihn sitzen.

Als der müde Wanderer sich ausgeruht, steht er auf und geht fort, um in der Stadt zu fechten, was so viel heißt, als auf deutsch — zu betteln und das Handwerk anzusprechen. Die Noth zwang ihn dazu, denn er hätte nicht einmal das Schlafgeld bezahlen können, von dem Bellen des hung'rigen Magens gar nicht zu reden.

Vorerst aber geht er aufs Stadtamt, legt sein Wanderbuch vor, läßt sich's unterschreiben, und als er wieder auf der Straße ist, denkt er, nun willst du einmal sehen, ob in der Stadt auch barmherzige Menschen wohnen.

Das erste Haus war klein und ärmlich. Er denkt: Geh' hinein! die Armuth gibt viel lieber, als der Reichthum! der hat gar oft Pech an den Fingern, daß er den Kreuzer oder Pfennig nicht loskriegen kann.

Er tritt hinein; aber es ist Niemand da.

Die Stubenthüre steht auf, wenigstens so ein Bißchen.

Er denkt: drück' sie auf, vielleicht ist Jemand drin, den du um einen Zehrpfennig bitten kannst!

Er that's. Da tritt er in ein Stübchen, wo er am hellen Tage kein Licht braucht, um zu sehen, daß da die tiefste Armuth herrscht; aber es ist reinlich und sauber, wohin er blickt.

In einer Wandvertiefung sieht er ein Bett, darinnen eine Kranke liegt.

Als sie ihn ansichtig wird, sagt sie: Ach, lieber Gott, da seid Ihr nicht an den rechten Ort gekommen. Ich bin selber so arm, wie Hiob; bin krank und habe keine Seele, die sich meiner erbarmt. Ich müßte verkommen, wenn nicht meine arme Nachbarin, die eine Wäscherin und eine

Wittwe mit fünf Kinderchen ist, mich pflegte. Geht weiter, guter Freund, und Gott gebe Euch mildere Herzen, als ich sie finde!

Das geht dem guten Burschen durchs Herz. Tröst' Euch Gott, sagte er, und macht die Thüre leise zu und geht.

Was ihm die arme Leidende gewünscht, fand er. Gar manches Kreuzerlein und Gröschlein fiel in des bescheidenen Burschen Hand, und als er nach mehreren Stunden die Stadt durchwandert hat, zählt er's, und siehe, er hatte einen Thaler, und sein Gesicht wird ungemein heiter und fröhlich.

Als er das Geld in seiner Hand sieht, nimmt er zehn Groschen davon und steckt sie in die linke Westentasche und die übrigen zwanzig in die rechte und macht seinen Weg wieder zurück, wo das Rathhaus steht, und nicht weit davon das Häuschen, wo die arme Kranke lag; aber aufs Rathhaus geht er nicht, denn da hat er nichts mehr zu thun, sondern schnurstracks in das Häuschen; macht die ihm bekannte Thüre wieder auf und tritt in das reinliche Stübchen.

Als ihn die arme Kranke sieht, sagt sie: Ach, lieber Gott, ich sagt' Euch ja vorhin, daß ich selber nichts habe, sonst wollt' ich Euch ja gerne etwas geben!

Da lächelt mild der Handwerksbursch, tritt zum



Bett der Kranken und spricht: So ist's nicht gemeint, Mutterchen. Seht, Euer frommer Wunsch ist wahr geworden. Ich hab' milde Herzen gefunden! die haben mir einen Thaler geschenkt. Zum Nachtlager und für ein Stück Käs und Brod, auch wohl ein Glas Bier, brauch' ich zehn Groschen. Die übrigen zwanzig brauch' ich nicht; die sind für Euch! Und damit legt er zwanzig Groschen auf das Tischlein, das am Bett steht; sagt: Behüt' Euch Gott und geb' Euch gute Besserung, und macht sich blitzschnell und ehe die arme Frau sich von ihrem Erstaunen erholen und ihm danken kann, aus dem Staube! —

Die arme Kranke war die Wittwe des Unteroffiziers Laroque bei dem preußischen Regimente Schönfeld, der im Kriege gefallen war und die nun Noth litt. Das, was der arme Handwerksbursche gethan, wurde bekannt, und nun waren der Helfenden und Gebenden genug da, die sein schönes Beispiel erweckt hatte zum Werke christlicher Nächstenliebe an der armen, verlassenen Wittwe.

Den Namen des Burschen weiß Niemand.

So? — Nein, droben über den Sternen des Himmels sah's Einer, der das Gute belohnt und die treue Samaritersseele gewiß belohnt hat.

Wißt Ihr, was ich wollte? — Ei, ich wollte, der Bursche, der freilich jetzt ein Siebziger sein könnte, denn das, was ich erzählt, geschah Anno 1804, und ein tüchtiger Meister bekäme die Spinnstube von Anno 1854 zu lesen, daß er sich seiner That freuen und auch das Wort lesen könnte, das ich aus Herzensgrunde daruntersetze: Lohn' dir's Gott, der Herr, du guter, treuer Mensch, was du in der Stadt Anclam an der armen Frau gethan! Sein reicher Segen komme über dich und deine Kinder und Kindeskinder!

Er würde dann aber auch noch das Wort lesen, das ich an Euch, meine Leser, richte: Gehet hin, und thuet deßgleichen, und ich traue es ihm zu, daß er dazu Amen! sagen würde.

Wie mag dem am Abend sein Käs und Brod und sein Glas Bier so gut geschmeckt, und wie mag er so sanft und gut geschlafen haben?

---

6. Ein Räthsel.



Ist sie die Letzte im Glase,
Sieht sie der Trinker mit Schmerz.
Trägt sie im Winter die Nase —
Dann ist's, wahrhaftig! kein Scherz!
Preßt sie die Angst aus, dann eile
Mit deiner Hilfe herzu!
Stammt sie vom Leid ab, dann weile,
Worte der Liebe sprich du!
Doch ist die Lust ihre Quelle,
Suchst du umsonst nach dem Ernst!
Willst du nicht lachen, dann schnelle!
Mache, daß du dich entfernst!

---

7. Wie ein Herzog seine Bauern in die Kirche gehen lehrt.

Der Herzog Erich von Braunschweig war ein kräftiger Mann, der den Nagel nicht auf die Spitze klopfte, wenn er ihn eintreiben wollte, aber derb und bieder, wie seine Zeit, auch nicht abgeneigt, einmal einen gesunden Possen zu treiben, besonders, wenn er eben so gut zum Ziele führte, wie der Ernst.

Einmal wurde ihm erzählt, die Bauern eines wohlstehenden Dorfs in seinen Landen gingen nicht in die Kirche, sondern säßen im Wirthshause während des Gottesdienstes und tränken Einbecker Bier.

Das Bier wär' schon so übel nicht, sagte der Herzog, der's selber viel lieber trank, als die fette, dicke Braunschweiger Mumme (wie das dortige Bier heißt); aber, daß sie nicht zur Kirche gehen, das will ich den Kerlen schon eintränken!

Er erkundigt sich nun ganz genau und hört, daß der Wirth ein großes Hinterzimmer hat, darin die Bauern ihr Casino halten.

Nun war's grad' am zweiten heiligen Pfingsttag; Morgens, als es eben im Dorfe zur Kirche geläutet hatte, da hält ein Reiter am Wirthshaus, der etwa so aussah, wie ein Soldat von des Herzogs Reitern, hatte seinen Säbel umgeschnallt und sah auch nicht drein, wie Einer, der sich gern unter der Nase grübeln läßt.

Der Knecht nimmt ihm sein Pferd ab, und er geht, mir nichts, dir nichts, auf die Thüre der bewußten hintern Stube zu, wo die Bauern bei einander sitzen und ihr Einbecker Bier trinken, statt in die Kirche zu gehen.

Der Wirth springt ihm nach, faßt ihn am Arm und sagt: Guter Freund, das ist die Wirthsstube nicht! die ist hier!

Aber der Reitersmann fährt mit dem Kopfe herum und sieht den Wirth mit einem Liebesblick an, daß dem das Blut in den Adern vor Schrecken stockt, dann gibt er ihm einen kleinen Ruck mit dem Arme, daß der Wirth in die Ecke taumelt, und tritt ein.

Die Bauern machen lange Hälse und gucken unmuthig den fremden Eindringling an; denn das ist schnurstracks gegen den Vertrag mit dem Wirth; aber ihm den Weg zu weisen, hat Keiner den Muth, denn sie sehen's ihm an, daß der keinen Spaß versteht.

Da am Ende der Bank, die rings herum läuft, und grad' an der Thüre noch ein Plätzlein ist, so setzt sich der Reitersmann dahin, nimmt seines Nachbars Kanne, klopft tüchtig auf den Tisch und ruft: Holla, Wirthschaft!

Der Wirth kommt de- und wehmüthig herein und hält seine linke Seite, die er sich verstaucht hat, als ihn der Reitersmann in die Ecke der Hausflur geschoben, und fragt: Was beliebt dem Herrn?

Eine Kanne Einbecker! sagt der barsch, und als die

wie der Wind da ist, nimmt er sie in die Hand und sagt zu den Bauern: Prosit! und trinkt einen Zug, der sich gewaschen hat und nicht weit vom Boden der Kanne Halt macht. Darauf setzt er sie auf den Tisch und sagt: Das ist ja prächtig! Hätt' nicht gedacht, daß ich so schöne Gesellschaft hier fände, am Festtag und unter der Morgenkirche! Nun wollen wir aber auch einmal Eins spielen und ich will Euch ein gar schön Reiterspiel lehren, dessen Zeitvertreib eine Art hat; es heißt: Gib et weiter. Und damit stand er auf und zog seinem Nachbar links eine Backpfeife, oder Ohrfeige oder Ohrkappe oder Patsch — wie Ihr wollt — daß dem der Backen fünkelt und funkelt, als hätt' er sich am Ofen verbrannt.

Der springt auf und ruft: Ei, du sollst —! und will dem Reitersmann an den Krips. Der steckt ihm aber mit solcher Macht noch eine, daß er, halb toll, auf seinen Sitz zurückfährt und sagt lachend: Das ist ein Reiterspiel! Gib et weiter, sonst kriegst du noch ein halb Dutzend von der Sorte, bis du es weiter gibst!

Das dünkt den Bauern lustig und sie lachen hell auf. — Der, dem der Reitersmann die Zweie gesteckt, trägt keinen Appetit nach mehr, steht auf und gibt seinem Nachbar eine aus dem Salze und sagt: Gib et weiter!

So geht's herum und die Kerle schonen nicht, und es klatscht, daß es eine wahre Pläsir war; als die Reihe aber am Ende Weges ist, dreht sich blitzschnell der Reitersmann um und steckt seinem Nachbar rechts eine, die aus dem FF war und ruft: Gib et weiter! Und als der zaudert und Lust zeigt, ihm Eine zu stecken, kriegt er fluggs eine Zweite und der Reitersmann legt seine Hand an den bewußten, gelben Griff an seiner linken Seite und sagt, indem er ihn mit den Augen ansieht, die dem Wirthe die Haare sträuben gemacht: Nun, Racker, willst du eine Dritte?

Der Bauer macht's kurz und gibt seinem Nachbar rechts wieder Eine, und es geht wieder rund herum und die Bauern hören auf zu lachen und werden wild und klatschen sich, daß es nebelt.

So kommt die Reihe wieder an des Reitermanns Nachbar zur Linken, und eh' sich der versieht, hat er seine

Dachtel wieder auf dem andern Backen. Gib et weiter! ruft der Reitersmann. Halt, das ist ein falsch Spiel! ruft der Bauer, du gehst frei aus!

Das Andere kommt noch! ruft der Reitersmann, steckt ihm die Zweite und greift wieder in die linke Seite. —

Da wird's dem Bauer gruselig und er steckt seinem Nachbar wieder eine nach Noten.

So geht's wieder herum und die Bauern machen just Gesichter, als wollten sie sich jetzt an den Reitersmann machen und ihn abwalken. Der aber steht da, wie Einer, der das Befehlen gewohnt ist, und sagt: So! nun ist's genug! Reißt sein Koller auf und zeigt den Bauern seinen Herzogsstern.

Die prallen zurück, sperren die Mäuler auf und ziehen — Einer nach dem Andern — die Kappen ab, denn es ist ihnen so zu Muthe, als sey's mit dem nicht geheuer.

Kennt Ihr mich, Ihr Schufte und Strolche? fragt der Reitersmann nun. Ich bin Euer Herzog Erich! Ich hab' in meinem Schlosse zu Braunschweig gehört, wie Ihr's treibt unter der Kirche. Da bin ich selbst einmal kommen, um bei Euch nachzusehen, und finde Euch, Bärenhäuter, nun hier im Wirthshause beim Bier, statt im Gotteshause bei der Predigt und Gebet. Da hab' ich Euch, Sabbathsschändern, wollen eine kleine Lehre geben lassen, und zwar durch Euere eigenen Fäuste. Das ist das Erste; aber ich will aufpassen lassen, das sag' ich Euch! Wehe dem, der fortab aus der Kirche bleibt! Wehe dem, der am Sonntag ins Wirthshaus tritt! Acht Tage laß ich ihn in den Bock spannen und um zehn Joachimsthaler büßen! Wollt Ihr, Strolche, des lieben Herrgotts vergessen, der Euch, unverdient, so viel Gutes thut, so will ich, der ich von Gottes Gnaden Euer Herzog bin, Euch Christenpflicht lehren, daß Ihr's fühlen sollt, ärger wie heute! Nun trollt Euch heim, und Gott sei Euch gnädig, wenn ich noch einmal Etwas der Art von Euch höre!

Die Bauern waren todtenbleich geworden und saßen wie Bildsäulen da, als so ihr Landesherr sprach und seine Augen dabei funkelten, wie pures Feuer.

Fort! rief noch einmal der Herzog. Aber nun gab's Leben! Sie machten tiefe Bücklinge und drückten sich so dünne, als möglich, zum Tempel hinaus.

Als die Stube leer war, rief der Herzog den Wirth, zahlte fürstlich seine Kanne Einbecker, aber was er ihm einrieb, war nicht zart wie Butter, und nicht süß wie Honig, denn als er sich aufs Pferd schwang und fortritt, machte der Wirth ein Gesicht so lang, daß man's fast hätte mit der Elle ausmessen können.

Was aber das Beste war — das Casino hatte sein Ende gefunden. Die Bauern gingen erst aus Furcht vor der Strafe in die Kirche, und dann aus Lust und Liebe, und das Dorf wurde ein's der kirchlichsten im ganzen Land.

Als das der Herzog hörte, sagte er lächelnd: Es gibt allerlei Arznei für verdorbene Christenmägen, und das „Gib et weiter!“ ist die schlechteste nicht gewesen!

---

8. Altes Gold.



Als ich so in das Kästlein hineinblickte, wo ich den Reichthum des „Alten Goldes“ liegen habe, um davon zu nehmen für die diesjährige Spinnstube, dachte ich: Es ist doch wunderbar mit den Sprüchwörtern unseres lieben deutschen Volkes! Wenn man sie genau drauf

ansieht, so spiegelt sich das lautere Wort Gottes oder doch seine Frucht und Erfahrung darin. So ist's auch. Nehmt mal dieß:

Almosengeben armet nicht;
Kirchengehen säumet nicht;
Arbeiten schändet nicht;
Unrecht Gut deihet nicht;
Gottes Wort trüget nicht;
Wer das beachtet, verdirbt nicht!



Almosengeben armet nicht — aber was ich weggebe, bin ich los! sagt der Geiz und die knickerige Habsucht, die nicht voll und nicht satt wird. Ich kenne solcher Vögel mehr, wie Ein Nest voll! Habt Ihr's denn vergessen, was des Herrn Wort sagt? O, was du dem Armen, was du an milde Stiftungen, zu heilsamen, wohlthätigen Zwecken gibst, das leihest du Gott und er vergilt dir's tausendfach. Almosen heißt auf deutsch: Barmherzigkeit; Almosengeben, also aus Barmherzigkeit geben. Das hat seinen Lohn in sich und seine Vergeltung vom Herrn, und was du im Verborgenen thust, will er dir vergelten öffentlich; es armet nicht, nein, es macht reich! —



Kirchengehen säumet nicht, — wahrlich, du versäumest nichts, denn du wendest deine Zeit ebenso erst recht an, und du gewinnst durch das Kirchengehen erst recht den Schatz im Herzen, welcher ist das Wort Gottes, den Schatz, der bleibet ins ewige Leben. Und wenn du Gottes Wort gehört und im freien Herzen bewahrt hast, dann fördert dir erst recht deine Arbeit, weil du sie mit Gott thust. Mit Gott gethan, ist wohl gethan!

Arbeiten schändet nicht, — meiner Treu! wenn nur der Mensch die Arbeit nicht schändete, durch Trägheit, Faulheit und schlechtes, untreues Thun derselben. Zum Arbeiten gab uns Gott Kräfte, nicht zum Müßiggange, der aller Laster Anfang ist. Wer sich der Arbeit schämt, ist ein Erzesel und ein Erzstrolch zugleich, und ihm gebührt, was Paulus, der Apostel, sagt: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Ich hab' einmal ein Bauernmädchen gekannt, die hatte einen Schullehrer geheirathet und meinte, nun dürfe sie kein Wasser mehr am Brunnen holen, weil sie Frau Schullehrerin sei; das schände sie, und der Brunnen stand grad' vor dem Schul=

und auch vor dem Pfarrhause. Die Pfarrersfrau, die das hörte, sagte: Wart', ich lehre das Weibchen etwas! Einmal steht die Schullehrerin vor der Hausthür und strickt. Der Pfarrerin Magd war im Feld und sie braucht Wasser. Fluggs nimmt sie die Eimer und eilt an den Brunnen, und zieht sie sich voll.

Ei, Frau Pfarrerin, ruft die Schullehrerin etwas schnippig, Sie holen sich Wasser?

Warum denn nicht? fragt die Frau zurück. Arbeit schändet nicht, wohl aber Hochmuth und Faulheit!

Und von dem Tag an holte die Schullehrerin auch ihr Wasser selber. Beispiel thut viel mehr, als lange Predigt und Lehr'! Unrecht Gut deiht nicht! Dazu gehört: Ein unrechter Kreuzer frißt hundert gerechte auf. Habt Ihr das noch nicht erlebt? Ich hab's oft erlebt, sehr oft schon, und hab' mit Entsetzen gesehen, wie der Herr das Unrecht der Väter heimsuchte an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. — Das Menschenherz schlägt seinen Weg an, aber der Herr gibt, daß es fortgehe — an Gottes Segen ist Alles gelegen; aber nun frag' dich einmal: Kann dein Thun gedeihen, dein Gut wachsen, wenn du es auf dem Wege des Unrechts, des Betrugs, des Uebervortheilens mit Waare, Elle, Maaß oder Gewicht erwirbst? Es hat keinen Segen Gottes, wohl aber seinen vernichtenden Fluch! Laß sehen! Eine Zeitlang glückt's, aber dann heißt's davon: Wie gewonnen, so zerronnen! Ebenso geht's mit dem, was du im Spiel oder mit Schmuggeln erwirbst. Es ruht Fluch drauf und es hat einen Halt wie — Butter in der Sonne! Gottes Wort trügt nicht! Nein! das ist die ewige, lautere Wahrheit selbst. Trauest du dem von Herzen, so stehest du fest; folgst du dem, so wandelst du recht; nimm's zu deines Fußes Leuchte, zu deiner Wege Licht, zu deines Armes Stütze, zu deines Herzens Trost, und du irrst nicht, du fehlst nicht, du wankst nicht, du fällst nicht, und in den trüben Tagen deines Lebens hast du das, was deine Seele erquickt. Drum schließt der goldene Spruch mit dem kräftigen Worte: Wer das beachtet, verdirbt nicht, und dir sag' ich, probir's und du wirst

es wahr finden und das Sprüchlein segnen. Es sind das Alles Erfahrungen, die die Alten gemacht haben. Wohl den Jungen, die's ihnen nachthun!

---

9. Eine Anekdote.

In einem frühern Jahrgange der Spinnstube hab' ich ein Stücklein von dem tapfern Admiral de Ruiter aus Holland erzählt, wie er die Treue seinem Herrn bewahrt hat unter Umständen, die einen Andern, als ihn, wankend hätten machen können. Das war ein Held zur See, der seines Gleichen nicht Viele hat; aber nur auf seinem mächtigen Admiralschiff, aus dessen Luken hundert und zwanzig Kanonen heraussahen, war er recht daheim. Auf dem Lande war seines Thuns nicht.

Er lag einmal mit seinem Schiffe zu Rotterdam vor Anker, und da die Leute ihn hochverehrten, wurden ihm viele Festlichkeiten bereitet. Das ärgerte den General von der Landarmee, der auch in Rotterdam war, und er dachte: Ich will dem Ruiter einmal einen Streich spielen! Lädt ihn nun auch zu einem Festmahle zu Mittag ein, wo denn Alles aufgeboten war, den Gaumen zu kitzeln. Nach Tisch sagte der General: Wir wollen den Kaffe auf meinem Landhause trinken!

Nun wurden die köstlichsten Pferde vorgeführt. Der Admiral hatte sein Lebtag auf keinem Gaule gesessen, darum wehrte er sich auch mächtig, aber am Ende half's nichts und er mußte drauf. Er saß just wie ein Schneider auf dem muthigen Rosse, das allerlei Tänze mit ihm machte. Die Offiziere wollten sich halb todt lachen.

Durch die Stadt ging's, weil der General langsam ritt; als sie aber vor dem Thore waren und der General seinem Pferde die Spornen einsetzte und sie nun dahin flogen: Hast du nicht gesehn! — da flog auch der Admiral bald rechts, bald links so bedenklich auf die Seite, daß er sich zur Belustigung der Offiziere an Sattelknopf und Mähne halten mußte. Ehe sie aber an das Landhaus kamen, that das Pferd einen Sprung und

Plumps! lag Ruiter im Sand am Boden, an dem Holland Ueberfluß hat.

Der General, der das Lachen mit Gewalt zurück hielt, bedauerte den Unglücksfall, der aber zum Glücke gar keine weiteren Folgen hatte, als daß der Admiral erklärte, er besteige das Beest nicht mehr; worauf dann zur Rückkehr gegen Abend der General seine Kutsche holen ließ, in der Ruiter zurückfuhr.

Das war mehrere Tage nun die lustige Unterhaltung der Offiziere, die ohnehin nicht wußten, was sie treiben sollten. Der Admiral mußte Wind davon gekriegt haben und dachte in seinem Sinne: Wartet, Ihr Landratten, ich häng' Euch auch einen Denkzettel an, den Ihr so bald nicht vergessen sollt!

Einige Tage darauf kommt eine Einladung an den General und sämmtliche Offiziere zum Mittagsmahl auf dem Admiralschiffe.

Ruiter hatte auf das Hinterdeck ein prächtiges Zelt machen lassen und darunter stand die Tafel, die sich bog unter der Last der kostbarsten Speisen. In den Strickleitern und Seilwerk standen die geputzten Matrosen, die alle gehörig belehrt waren.

Endlich erscheinen die Gäste am Ufer. Prachtvoll geschmückte Schaluppen und Boote holen sie auf das Schiff, wo alsbald die Tafel anhebt. Endlich winkt der Admiral auf das Wohl Hollands!

Er war aufgestanden und alle seine Gäste auch. Als die Gläser klangen, gingen mit Einem furchtbaren Knalle die hundert und zwanzig Kanonen los. Das mächtige Schiff beugte sich und hob sich wieder, und bleich von dem Schrecken über den furchtbaren Knall, fallen alle Landoffiziere mit ihrem General zu Boden und die Matrosen brechen in ein wieherndes Gelächter aus. Ruiter und seine Offiziere standen allein fest auf ihren Beinen.

Als sich die Erschrockenen wieder aufgerafft, sagte Ruiter weiter nichts, als: Mynheers, dat is myn Paard! (Meine Herren, das ist mein Pferd!)

Den Landoffizieren war das Lachen vergangen und Ruiter that, als wär' nichts vorgefallen.

---

10. Wunderbare Rettung beim Ausbruche des Vesuvs Anno 1834.

Als ich in einem frühern Jahrgange der Spinnstube Euch über das letzte, starke Erdbeben, das wir erlebten, Eins und das Andere zur Erklärung mittheilte, da redete ich auch von den feuerspeienden Bergen. Das sind schlimme Nachbarn — danket Gott, daß Ihr keine so in der Nähe habt! Ihr erinnert Euch vielleicht, daß ich damals sagte, es seien meist kegelförmig aufsteigende Berge, die oben ein weites, tiefes Loch haben, das man Krater — zu deutsch: Becher, wegen seiner Form, nennt. Da müßt Ihr aber nur nicht denken, daß das klein sei. Du lieber Himmel, man könnte viele Häuser hineinstellen und füllte doch den Krater nicht aus.

Wenn auch viele dieser Feuerberge nicht immer Feuer, Schwefel, glühende Steine und die Masse auswerfen, die man Lava nennt, und die grade so herausquillt, wie das glühende geschmolzene Eisen aus einem Hochofen auf einer Eisenhütte, so thun sie es doch von Zeit zu Zeit, und dann steht's schlimm um die armen Leute, die dran herum wohnen?

Aber warum wohnen die auch dran herum? fragt Ihr. Darauf muß ich antworten. Wo solche Wärme in der Erde ist, da könnt Ihr Euch auch denken, daß da die Erde außerordentlich fruchtbar ist und die edelsten Früchte, Weine und Obstarten reichlich gedeihen, und das lockt halt überall den Menschen, sich da niederzulassen.

Da liegt denn so ein mächtiger Feuerberg in dem schönen, gesegneten Land Italien, nicht weit vom Meer und von der schönen Stadt Neapel. Er heißt: Vesuv und ist ein rechter Feuerkopf, der oft auswirft und viel Verheerung anrichtet. Davon muß ich Euch eine Geschichte aus dem Jahr 1834 erzählen, die wieder recht klar beweist, was in dem schönen Liede gesagt ist:

„Wie Gott die Seinen väterlich
Versorgt und schützt. Gott sorgt für mich!"

Es war eben in den Tagen des Jahrs 1834, das auch hier zu Land ein rechtes Jahr göttlichen Segens

war, als alle Anzeichen eintraten, welche einen nahen Ausbruch des Feuerbergs anzuzeigen und ihm vorherzugehen pflegen.

In den Dörfern und Städten, die zahlreich um den bösen Nachbar herumliegen, versiegten plötzlich alle Quellen und Brunnen, daß die armen Menschen und Thiere schier verdurstet wären, wenn sie nicht weit her ihr Wasser geholt hätten. Bald darauf hörte man im Innern des Bergs ein dumpfes Getöse, wie wenn man fernen Donner hört. Diesem Getöse folgten einzelne gewaltige Erdstöße und längeres Beben des Bodens. Die Leute flohen aus ihren Häusern, damit sie nicht unter ihren Trümmern begraben würden, kehrten aber, als nun der Berg aus seinem Krater Feuer auszuwerfen anfing, ruhig in die Häuser zurück, weil sie aus reicher Erfahrung wußten, daß nun die gefährlichsten Erdbeben vorüber seien.

Es war aber ein furchtbar schöner Anblick aus der Ferne. Viel hundert Fuß hoch erhob sich aus dem Krater eine Feuersäule, die sich oben auseinander that wie eine Garbe, deren schwere Ähren seitwärts niedersinken. Dabei tobte es und hummerte in dem Berg, als solle er sich spalten, und es zeigte sich, daß etwas unter dem Krater eine Oeffnung sich bilden würde, aus welcher ein Strom glühender Lava hervorzubrechen drohte.

Aber es kam anders. Im Innern des Kraters hatte sich unmittelbar um die Oeffnung, aus der die feurigen Massen mit der ungeheuersten Gewalt emporgeschleudert wurden, ein Kegel von lauter herabgefallenen Schlacken und Steinen gebildet. Dieser stürzte am 27. August zusammen. Heftiger werden die Erdstöße, schauderhafter das Dröhnen und Donnern im Innern. Da öffnet sich plötzlich der Berg auf der Seite gegen Morgen in mehrere Spalten, und ein Strom flüssiger Lava bricht daraus hervor und wälzt sich in diesem flüssigen Zustande schnell den Berg herab.

Grade dort standen hin und wieder in den köstlichen Weingärten, wo der kostbare Wein wächst, den man seltsamer Weise dort: „Thränen Christi“ nennt, einzelne Häuser, worin die Winzer lebten und wohnten. Eins dieser Häuser lag grade in der Richtung des Lavastroms,

und war jedenfalls verloren, sammt seinen Bewohnern, wenn sie sich nicht retteten. Glücklicherweise sahen sie die drohende Gefahr. Der Lavastrom hatte das Haus schon erreicht, war aber noch so schmal, daß man ganz leicht ihn überspringen konnte. Der Vater und die Mutter sprangen noch glücklich über den glühenden Feuerstrom — aber ihr Kind, ihr einziges Kind, ein dreizehnjähriges liebliches Mädchen, hatte sich etwas verspätet. Als es mit dem treuen Hund an die Thüre kam, war der Strom schon so breit, daß an ein Überspringen nicht mehr gedacht werden konnte.



Das Kind jammerte, der Hund winselte — dort ringen verzweifelnd die Eltern die Arme. Der Hund versucht's — aber er fällt in die glühende Lava und ist in einigen Secunden zu Asche verbrannt.

Das Kind schaudert zurück und flieht in das Haus. — Mit jedem Augenblicke wird der Strom breiter und schwillt höher an. Wie lange wird's dauern, dann erfüllt er das Haus — es brennt — und — das Kind? — ! —

Ach, die Mutter windet sich wimmernd am Boden. Sie rauft ihr Haar; sie schlägt ihre Brust; sie ringt verzweifelnd die Hände und betet und fleht um Erbarmen des Himmels, um der Engel Schutz für ihr geliebtes Kind.

Der Vater steht, starr wie eine Leiche, an einen Olivenbaum gelehnt. Sein Auge ist auf das Haus gerichtet, wo sein theures Kind ist, und sie hören es jammern und können nicht helfen, und müssen es vor ihren Augen lebendig verbrennen sehen. Entsetzlich! —

So durchleben die armen Eltern und das geängstete Kind den Nachmittag, die Nacht, den folgenden Tag; aber in die Nacht ihres Jammers bricht ein Lichtstrahl der Hoffnung. Der Berg hört auf zu arbeiten. Die Lava hat sich zwar am Hause aufgestauet, aber sie fließt träge, endlich steht sie still. — Das geschieht am 29. August Morgens.

Großer Gott, ruft die Mutter, ist noch Rettung möglich? Da fällt ein starker Regen. Er kühlt die Lava ab, die sich nun mit einer schwarzen Kruste schnell bedeckt. Der Vater probirt, ob ihn die Kruste tragen könne. Noch nicht, aber es regnet stärker. Er wartet bis etwa 4 Uhr Mittags. Da hält er die Todesangst nicht mehr aus, denn das Kind ist stille geworden.

Jetzt wagt er sein Leben für das Kindesleben, befiehlt seine Seele Gott und tritt leise auf die Lavakruste. Sie trägt ihn und er ist glücklich hinüber. In seinem Hause findet er sein Kind ohnmächtig — halb todt vor Angst, Hunger und Durst.

Er wirft sich über sein Kind und ruft seinen Namen. Da schlägt es matt die Augen auf. Es lebt! Er stößt einen Schrei der Freude aus, faßt es in seine Arme und trägt es hinüber zur Mutter. Nachbarn bringen Milch,



Wasser, Saft von den edlen Früchten des Landes, und bald ist es erweckt und liegt wieder, vor Freuden weinend, an der Mutter Brust.

Da ist ihr Herz voll Preisens und Dankens gegen die Vorsehung, die so wunderbar des Kindes Leben beschützt und der Eltern Flehen erhört.

Und Du, mein Leser, wirst oft noch so kleinmüthig und verzagt? — Des Herrn Arm ist nicht verkürzt. Lerne ihm vertrauen und alle deine Sorgen auf ihn werfen, er sorgt für dich, und seine heiligen Engel schützen dich in Gefahren, wie das schuldlose Kind, wenn du ihn vor Augen und im Herzen hast! —

11. Die zwei Freunde.

Eine Geschichte.



Als ich noch da drüben am Donnersberg in der Rheinpfalz arbeitete in dem Orte, wo ich von dem Hause gegenüber erzählte, hob eines Abends der Schmiedjacob zu erzählen an, da pflegte der alte Großvater mir manche Geschichte von seiner Wanderschaft zu erzählen.

Eines Tages saß er auch bei mir in der Schmiede, und es war so still im Dorfe, weil's Erndte war, und Alles auf den Feldern schnitt und erndtete, da sagte er: Jacob, du hast gewiß schon oft den alten Schneiderludwig bei mir gesehen?

Freilich, sagt' ich, Großvater, und ich glaub', Ihr Zweie seid dicke Freunde.

Gott weiß das! sagte der alte Mann. Er ist ein guter, treuer Kamerad von mir gewesen. Eigentlich ist er aus Ludwigsburg oder daherum in Schwaben daheim, und wie er hierher kommen ist und so, das will ich dir doch 'mal erzählen.

Ich war noch blutjung, Jacob, als ich ausgelernt hatte, denn mein Vater war mein Meister, und da, du weißt's ja selbst, wird man schon ins Handwerk eingeweiht, wenn man kaum den Blasbalg ziehen kann. Nun hätt' ich vor mein Leben gern die Welt gesehen. Mein Alter war kein armer Mann, Jacob, aber er war knickerig, und wenn er Geld herausgeben sollte, ging's ihm an die Seele. Meine Mutter war schon lange todt und eine alte Base hielt uns Haus.

Auf alle Weise suchte ich meinen Alten zu bestimmen, daß er mich gehen ließe, und der steten Quälereien müde,

sagte er auch endlich: Geh' denn hin! Er gab mir ein paar Gulden und ich zog freudig in die Welt hinein. Ich dachte, ich müßte überall Arbeit genug finden, aber ich irrte mich. Die Welt lief so voll von Handwerksburschen, daß man nirgends Arbeit erhielt. Mein bißchen Geld war bald fort! und mit schwerem Herzen mußte ich mich auf's Fechten legen. Dabei wird Keiner fett, und ich hatte auch mehr Fasttage in einer Woche, als daheim im Jahre; dennoch wär' ich um keinen Preis heimgegangen, weil ich den Spott nicht hätte ertragen können, der dort auf mich geregnet wäre.

So trollte ich denn fort auf gut Glück. Erst in Thüringen, in einem schönen, großen Dorfe fand ich eine Unterkunft bei einem alten Meister, der recht viel zu thun hatte. Er sah, daß ich mein Handwerk verstand, und da ich mit sehr geringem Lohne zufrieden war, blieb ich da! Nach und nach gewann mich der Mann lieb und ich ihn, da er brav war. Geld brauchte ich keins auszugeben, als ich mir die nöthigen Stiefel und Schuhe angeschafft, da ich die Meinigen rein verlaufen hatte. Im Dorfe war keine Veranlassung und Gesellschaft suchte ich keine, da mir's an den Sonntagen zu Hause in dem frommen Hausleben meines Meisters besser gefiel. So sparte ich mir wieder Geld zusammen, und ich fand das Sprüchwort recht wahr: Ehrlich macht auch reich, aber langsam geht's her. —

Ich kann mir's noch denken, als wär's heute, daß ich einmal in der Schmiedestätte stand und Schneidgeschirre anlegte. Der Meister war in die Stadt, um Eisen zu kaufen, da er's umsonst hergefahren bekam. Nachbars Fuhre war nämlich mit Holz in die Stadt gefahren und ging leer zurück. Es war so heiß, wie heute, und ich war müde, da ich seit Morgens vier Uhr gearbeitet. Mich hinzusetzen, wär' mir nicht eingefallen; aber ich lehnte so am offenen Fenster, da kam ein Handwerksbursch daher, dem ich's am Felleisen und am gewundenen Stock ansah, daß er ein Schneider war.

Liebe Zeit, wie war der zugerichtet! Erstlich sah er aus, wie die theuere Zeit und das Elend selbst; sodann waren seine Kleider elendiglich zerschlissen und faden-

scheinig, und endlich konnte er kaum gehen, so schonte er seine Füße, die ihn wohl schmerzen mochten.

Im Dorfe war ein alter Schneider, und zwar der Einzige, der hatte jüngst zu mir gesagt, als ich mir ein linnenes Werkstattswamms machen ließ: Hört 'mal, Ihr seht, da Ihr an der Landstraße wohnt, als einmal einen Schneidergesellen vorüber wandern. Findet Ihr 'mal Einen, dem Ihr etwas zutraut, so fragt ihn, ob er bei mir eintreten wolle. Er soll's gut haben, könnt Ihr ihm sagen! Versteht Ihr's, sie bleiben nicht gern auf dem Dorfe, die Windbeutel. — Das fiel mir ein, als ich den armen Schelmen daher schrankeln sah.

Laß ihn 'mal anrücken! dacht' ich.

Er kam und sagte: Gut'n Tag, Schmied! Darf ich mich ein Bissel bei dir niedersetzen? —



Gewiß! sagt' ich; mit allem Willen, sagen die Bauern, wenn sie müssen!

Er lächelte schmerzlich, kam herein und setzte sich auf die Bank.

Woher kommst du? fragt' ich ihn.

Von Ludwigsburg und da herum, sagte er darauf mit einem Seufzer.

Bruder Ludwigsburger, sprach ich, du bist müd' oder marode.

Marode, sagte er wehmüthig. Marode, hungrig, bettelarm und keine Aussicht auf Arbeit. Ich lauf' schon sieben Wochen ohne Arbeit.

Da wär' ich heimgegangen, sagte ich, und dacht', ich wollt' erst 'mal ein Bißchen lunken, ehe ich hilfe, denn dazu zuckte es mir schon in allen Fugen.

Ach, versetzte er und es traten Thränen in seine Augen — wenn ich noch ein „Heim" hätte! Vater und Mutter sind todt und mein Bruder ist so arm, wie ich.

Da wurde mir's weich unter der Weste, links, wo das Herz poppelt. Ich sagte: Wart', Alter, ich denk', daß ich dir helfen kann; geh' gleich hinein zu der Meisterin, die ein gar weich Gemüth hatte, und sag' der, so und so sei ein armer Handwerksbursch da.

Lieber Gott, sagte die, da ist ja zu helfen, bring' ihn herein, mag's Gott einmal einem oder dem anderen meiner Kinder ebenso widerfahren lassen.



Nun holt' ich den armen Schwaben herein und die Meisterin trägt ihm Butter und Käs und ein gut Glas Bier auf, das sie im Hause hatten. Ehe er ißt, nimmt er das Käpplein ab und betet still.

Ich sah die Meisterin an und sie mich, und sie nickte mir zu, als wollt' sie sagen: Der gefällt mir schon! —

Ach, du liebe Zeit, wie hat der arme Jung' eingehauen! Ich sag' dir, wie ein schwarzer preußischer Husar in den Feind.

Die Meisterin sah ihm mit Freuden zu, und ich sah den dürren Kerl an und dachte: Wo mag er's nur hinthun?

Endlich ging ich in meine Schmiede, daß mir das Feuer nicht ausging und sagte zu ihm: Alterchen, wenn du abgefüttert hast, kommst du 'mal zu mir, ich hab' dir noch etwas zu sagen. Er kaute eifrig fort und nahm sich zum Jasagen keine Zeit, sondern nickte bloß.

Endlich mußte er seine Arbeit abgethan haben, und kam. Gott vergelt dir's, sagte er, daß du mich armen, hungrigen Menschen zu der braven Frau geführt hast. Jetzt leb' ich wieder auf. Seit gestern hung're ich schon. Ich hätt's nicht weit mehr gebracht!

Ei, wo hast du denn geschlafen? fragte ich verwundert und mitleidig. In einem Schäferkarren, sagte er, und ich sollte die Heerde bewachen, weil der Tagdieb von Hirt zu seinem Mädel ging. Der gute Hund hat mehr gethan als ich, denn ich schlief wie ein Sack. Ich lachte über das Nachtlager.

Morgens wollte er mir ein Stück Brod mitbringen, aber der Lump hatt's vergessen, und ich mußte hungrig fort. Das Fechten kommt mir hart an.

Weißt du was, sagt' ich, du könntest, glaub' ich, Arbeit finden, wenn du hier bleiben und nicht hoch hinaus wolltest! —

Du liebe Zeit, da hättest du einmal sollen sehen, wie er anging! O helfe mir, Bruder, rief er, ich will dir's niemals vergessen!

Der Meisterin sagt' ich, daß ich mit ihm zum Schneider gehen wolle, wenn etwa Jemand in die Schmiede käme, und so trollten wir denn durchs Dorf.

Als wir zum Meister Hippeling kamen, sagt' ich: Meister, da bring' ich Euch Einen! —

Mein Schwab' sprach nun den Handwerksgruß und der Meister besah ihn und sagte: Leg' ab und zeig 'mal deinen Brief.

Das geschah, und Alles war in Ordnung.

Zwei Tage Probe hielt sich der Alte aus, und Ludwig war in seinem Gott vergnügt.

Es war eben Freitag, als er auf die Boutik hüpfte. Bis zum Sonntage hörte und sah ich nichts von ihm. Als ich aber aus der Kirche ging, faßte mich Einer bei der Hand. Es war Ludwig. Er sah ganz anders aus. Seine Füße waren heil, und er hatte schon von der hinreichenden Nahrung ordentliche rothe Backen. Ich blieb da, sagte er vergnügt, und heute, nach der Kirche, wollt' ich kommen, und mich bei dir bedanken.

Wir gingen nun ein wenig vors Dorf spazieren, da es noch nicht Essenszeit war, und da sagte er mir denn, daß der alte, ehrliche Mann mit ihm zufrieden sei, und er es im Hause so gut habe, wie ein Kind bei seinen Eltern.

Er war gar dankbar, und ich erkannte in ihm ein treu Schwabengemüth und gewann ihn bald lieb.

Wir Zweie hielten nun gar treulich zusammen, und da wir lange bei einander blieben, gewannen wir uns lieb wie Brüder.

Dem alten Schneider kam der geschickte Ludwig recht zu Paß; denn es kam ein Bursch von einem Nachbardorf aus der Fremde heim und heirathete ein braves Mädchen aus dem Dorfe. Dem wäre Alles zugelaufen, wenn der alte Mann allein gewesen wäre.

Anderthalb glückliche Jahre blieben wir bei einander. Da starb der alte Schneider, und Ludwig, der sich noch nicht setzen wollte, wanderte fort.

Es ging mir ein Stück vom Herzen, und auch ihm that's ganz erschrecklich leid. Er versprach mir zu schreiben, sobald er Arbeit habe, und dann auch sich umzuthun, daß er für mich eine Unterkunft fände, damit wir doch wieder zusammenkämen. Die erste Zeit war ich ganz traurig, als Ludwig fort war, und erst allmählich gewöhnte ich mich

wieder an das Alleingehen; denn mit den Burschen im Dorfe ließ ich mich nicht viel ein, weil es der Meister ungerne sah.

Fast ein halbes Jahr verging, und es kam kein Brief. Ich dachte manchmal: Solltest du dich in ihm betrogen haben? Aber ich wies den Gedanken mit Macht ab. Vergessen konnte er mich nicht haben! Sollte er krank sein? Das fiel mir schwer auf die Seele. Vielleicht, dachte ich, ist er auch wieder weit und breit herum gelaufen und hat keine Arbeit gefunden? —

Endlich kommt einmal die Botenfrau, die alle Tage in die Stadt ging, und sagte, es sei ein Brief für mich auf der Post, der viel koste. Mein Vater hatte mir erst kurz geschrieben. Von ihm war der Brief nicht. So mußte er von Ludwig sein! Als der Meister meine Freude und Ungeduld sah, sagte er: Geh' nur in Gottes Namen in die Stadt und hol' dir deinen Brief; du hast doch keine Ruhe, bis du ihn hast!

Ich meine denn, ich ließ mir das nicht zweimal sagen, und lief über Kopf und Hals nach der Stadt. Der Brief war wirklich von meinem Kameraden.

Ich zerriß ihn schier beim Aufmachen, so groß war mein Verlangen.

Er schrieb aus einem kleinen Städtchen an der Grenze von Sachsen gegen Böhmen hin. Er war wieder im Lande herum gelaufen, und hatte viel Drangsal erlitten durch Krankheit. Endlich war er denn dorthin gekommen, wo er's recht gut hatte und schönes Geld verdiente. Es gefiel ihm auch ungemein gut da, und er beschrieb mir die Gelegenheit so schön, daß ich gleich Lust bekam, zu ihm zu gehen, zumal er mir eine gute Stelle ausgemacht hatte, wo ich gegen Jacobi eintreten konnte. Als ich's dem Meister sagte, daß ich gehen wolle, da machte er ein sauer Gesicht und verfluchte den Schneider, der mich verlocke. Er stellte mir Himmel und Hölle vor, daß ich möchte abwendig werden; aber ich blieb auf meinen neun Augen stehen und schnallte mein Bündel.

Der Abschied von den braven Meistersleuten that mir selber sehr leid. Wenn man einmal so seine zwei Jahre bei Jemand in Frieden gelebt hat, will's mit dem Fort=

gehen gar nicht recht gehen. Aber es mußte sein, und ich schied.

Mein treuer Kamerad hatte mir den Weg angegeben, den ich wandern sollte, und fröhlich zog ich meine Straße, nachdem das Scheiden überwunden war, denn ich hatte hübsche Kleider und in der Hosenleine war auch ein schöner Sparpfennig eingenäht. Nun kam's aber so, daß ich in den schönen, großen Städten, wo ich hinkam, doch auch mich umsehen wollte. Da mußte denn ein Kronenthalerchen nach dem anderen herausgetrennt werden, und als ich in die Nähe des Städtchens kam, saß noch Einer in seiner sichern Haft.

Kein Mensch kann sich die Freude vorstellen, als ich zu Ludwig kam. Er weinte vor Freude und fiel mir einmal und wieder um den Hals. Der Meister Schmied



nahm mich gleich an; aber ich merkte bald, daß ich nicht den besten Tausch gemacht. Er war grob wie Bohnenstroh, wie man hier zu Lande vergleichsweise sagt, und war dabei ein Generalsäufer. Die Frau Meisterin ging von dem Grundsatz aus, an sich selbst wüsche man das Schöne ab, und am Weißzeuge den Kern und Halt, darum wusch sie sich selber höchst selten und die Hemden noch seltener. Im Hause war's eben auch so, und wenn ich nicht einen Bärenhunger gehabt hätte, ich wäre oft

vom Tische weggegangen. So machte ich die Augen zu und aß, aber ich aß und trank Alles mit Ekel.

Um des Ludwig's willen ertrug ich das Alles; aber er war ganz trostlos, daß er mich in diese Lage gebracht hatte.

Jede freie Stunde waren wir bei einander. Von allen anderen Gesellen hielten wir uns fern, die uns darum auch nicht gut waren, besonders klagte oft Ludwig über einen Schneidergesellen, der ihm alle Schabernacke anthue, die er ihm nur zufügen könne.

Alle Freude, bei Ludwig zu sein, wurde mir indessen dadurch vergällt, daß ich, der ich mein Lebtag frisch wie ein Holzapfel und gesund wie ein Fisch im Wasser war, hier immer etwas zu krächzen hatte, und das wurde immer ärger, daß es mir am Ende Angst und Sorge machte, ich möge schwer erkranken. Und das brach denn auch endlich über mich herein.

Wenn ich später so darüber nachdachte, war es mir kein Räthsel, wie das kam. Eß' 'mal Einer alle Tage, Morgens, Mittags und Abends mit Ekel — und sehe dann zu, was draus entsteht? —

Eine wohleingerichtete Herberge war gar nicht in dem Nest, und das Hospital oder Spittel, wie sie es nannten, war auch um die Leute krank, aber nicht gesund zu machen. An eine ordentliche Pflege war da gar nicht zu denken. Dabei war der Doctor ein Unhold, der die Leute im Spittel nur wie halbe Menschen behandelte. Er bekam nichts davon. Da lag der Hund begraben! Gegen die Leute in der Stadt, namentlich gegen die Reichen, war er wie ein Ohrwürmchen und glatt und gefügig wie ein Aal! —

Dorthin wurde ich gebracht, als ich den Hammer nicht mehr führen konnte, den ich bis zur letzten Minute nicht liegen ließ. Wie ich ins Spittel kam, weiß ich nicht. Später hörte ich, daß ich am Ambos wie ein Sackmesser zusammenfiel und gleich zu fabeln anfing, und nichts mehr von mir selber wußte.

Als ich zum ersten Male wieder zu mir kam, saß trauernd mein treuer Schwab' an meinem Bett und hielt meine Hand in der Seinigen. Das war mir ein rechtes

Labsal. Seit vier Tagen und Nächten war er nicht von mir gewichen und hatte seine Kundschaft bei dem Meister aufgeben müssen. Unerschütterlich treu pflegte er mich, und da die Kost so schlecht war, als ich auf der Besserung war, verkaufte er ein Stück seiner Kleidung nach dem andern, um mich zu erquicken und zu laben.

Jacob, sagte der alte Mann, und die hellen Thränen standen ihm in den Augen, ich frage dich, ob das ein Bruder gethan hätte? — Siehst du, das that der Schneiderludwig für mich, und nun magst du dir denken, warum wir aneinander halten in Lieb' und Treu' bis ins Grab! —

Endlich war ich so weit, daß ich wieder aufstehen konnte, da kam eines Tages der Polizeidiener und bot dem Ludwig den schönen Gruß, er möge schnell sich auf dem Amt einfinden.



Im Vertrauen, flüsterte er ihm zu, du wirst ausgewiesen, weil du dich hier heimlich so lange schon ohne Arbeit aufhältst. Dein Mitgesell', der gelbe Leipziger, hat's angezapft.

Ich erschrack auf den Tod. Sollt' ich mich nun

wieder von der treuen Seele trennen, so hielt ich's nicht aus, und mitgehen konnt' ich doch auch nicht.

Ich flehte den Stadtwaibel und Bettelvogt an, er solle doch ein gut Wort einlegen, aber der zuckte die Achseln und sagte, mit dem Amtmanne sei nicht gut Kirschen essen, der sei so ein verlumpter Adeliger, arm wie eine Kirchenmaus, aber hochmüthig wie ein Pfau, und dabei der Gröbste im ganzen Kurfürstenthum Sachsen.

Da sah's denn freilich schlimm aus, und der Erfolg bestätigte es auch.

Ludwig kam ganz trostlos zurück, weil er in zwölf Stunden das Nest verlassen müsse, wenn er nicht wolle eingesetzt werden.

Da war denn Polen in Noth! Ach, du liebe Zeit, wie haben wir geweint! Ein steinern Herz hätte sich erbarmen mögen. Nur die einzige Hoffnung tröstete uns, daß ich ihm nun bald nachfolgen konnte, weil er nach Böhmen hinein wandern wollte, nach Prag, wo die Schneider einen guten Verdienst hatten.

So mußte denn abermals geschieden sein, und ich konnte ihm nichts geben, der Hab und Gut für mich aufgeopfert hatte.

In Prag wollten wir uns wieder finden, mit dem großen Trost und schweren betrübten Herzen schieden wir endlich von einander.

Hatte es mich tief betrübt, als er mich das erste Mal verließ, so war das doch mit dem jetzigen Scheiden nicht zu vergleichen. Es war mir zu Muth, als sähe ich ihn niemals wieder. Ich saß stundenlang auf meinem Bett und weinte.

Sag' aber auch, Jacob, ob er das nicht verdiente? Er hatte, als er von mir ging, keinen Kreuzer Geld, nur noch einen Rock und ein paar Hemden. Alles andere war verkauft, um mich zu pflegen. Was er mit sauerem Schweiß und großer Sparsamkeit sich erworben, gab der treue Mensch willig für mich hin, und hätte mir's erst noch nicht gestanden, wenn ich's nicht vom Spittelverwalter gehört hätte. Dabei darbte er sich's am Brod ab, daß er mich mit theuerem Weine laben könne!

Und nun war er im Elende fort. Hinausgestoßen



war er in die Welt, schier nackt und bloß, und ich hatte ihm nichts geben können, weil ich selber nichts mehr hatte, als die nothdürftigste Kleidung; denn ich hatte ja auch verkauft, was sich nicht wehrte, und um ein Spottgeld, weil man's sonst nicht los wurde, und der Spittelverwalter zog wohl auch noch das Seinige davon ab.

Ach, Jacob, wie geht's dem Armen in der Welt! —

Bliebt Ihr denn noch lange in dem Neste, wie Ihr's nanntet? fragte ich.

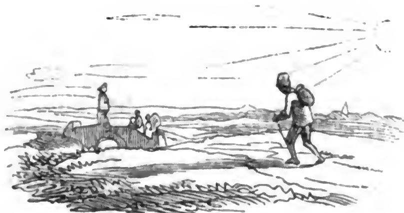
Das war's auch, Jacob, sagte der Großvater, und es hätten mich nur Ketten und Bande da halten können, als ich einmal im Stande war, mich aus den Reisern zu machen.

Um meinen lieben Kameraden ja nicht zu verlieren, schlug ich denselben Weg ein, den er genommen.

Wo ich der Polizei meine Papiere, denn Wanderbücher gab's dazumal noch nicht, vorlegte, fragte ich, ob nicht ein Schneider, Namens Ludwig Spengler aus Ludwigsburg, da gewesen sei?

Hier und da waren die Leute so ehrlich, nachzusehen, und ich war richtig überall auf seiner Fährte. Da magst

du dir nun wohl denken, daß ich ihm so schnell folgte, als es eine Bettelfahrt zuläßt. Das Land war schön, recht schön, die Leute gar gutmüthig und Alles erschrecklich wohlfeil. Da ich mich, wenn's anging, immer auf den Dörfern hielt, so schlief ich meist noch ganz umsonst, bekam auch, wenn der Bauer nur selber etwas hatte, noch einen Teller Suppe und ein Stück Brod auf den Weg. So ist es denn gekommen, daß ich, als ich nach



Prag kam, noch baar Geld hatte. Da war denn mein erster Gang auf die Polizei, wo ich mir aufschlagen ließ, ob Ludwig da sei? Wie fiel mir aber das Herz in die Schuhe, als er nicht da war! —

Ich suchte Trost in dem Gedanken, daß das Register vielleicht nicht genau möchte geführt sein, und dachte mir, wenn ich einmal Arbeit sollte gefunden haben, bei allen Schneidern der großen Stadt, die Gesellen hielten, Umfrage zu halten, bis ich ihn gefunden. Er war nach Prag gekommen, das stand fest, denn fast bis an die Thore hatte ich ja seine Spur verfolgt.

Niedergeschlagen kehrte ich in die Herberge der Schmiede und Schlosser zurück, die auf der Kleinseite lag, und erkundigte mich nach Arbeit. Die fand ich bald, aber trotz aller Versuche und Bemühungen fand ich meinen Ludwig nicht. —

Er war nach Prag gekommen, aber er hatte nirgends Arbeit genommen und war nun wie verschwunden.

Das konnte mit rechten Dingen nicht zugegangen sein. Er war zu treu und zu ehrlich, daß er mir sein

gegebenes Wort nicht sollte gehalten haben, wenn es in seinen Kräften gestanden hätte.

Ich zerbrach mir den Kopf; ich redete mit Allen, die ich kannte, davon. Keiner wußte Rath. Nur Einer meinte, ob er nicht am Ende den kaiserlichen Werbern sollte in die Hände gefallen sein, die seien wahre Habichte und Seelenverkäufer, die alle erdenklichen Mittel anwendeten, junge Bursche in ihre Netze zu locken, aus denen Keiner mehr herauskäme. Da sei es auch völlig umsonst, nachzuforschen, weil man nun und nimmer etwas herausbringen oder den Gesuchten finden könne.

Je mehr ich nachsann, desto gewisser wurde es mir, daß das das Richtige sein müsse, und nun wurde ich erst recht traurig, weil ich ihm nun für diese Welt Valet sagen mußte.

Ich beschloß nun, so lange in Prag zu bleiben, bis ich einen Brief von meinem Vater würde erhalten haben. So niedergeschlagen war ich niemals, wie jetzt, wo ich alle Hoffnung verloren hatte, meinen lieben Kameraden wieder zu sehen. Ich betrauerte ihn als verstorben für mich. Mit Anderen mochte ich mich nun gar nicht mehr einlassen. So wurde mein Leben in Prag ein recht todtstilles, und allmählich erwachte der Wunsch in meiner Seele, heim zu gehen, wenn ich einen Brief bekommen haben würde.

Nach langem Warten kam denn endlich einer. Mein Vater schrieb, daß er alt und baufällig würde und meine Heimkunft wünsche. Da war's denn vollends aus. Ich sagte meinem Meister auf und ging nach Sachsen zurück. Zu der weiten Reise gehörte Geld, und da ich in Prag mir nur einen Rock hatte kaufen können und ich doch nicht wie ein Lump heimkommen wollte, so nahm ich in verschiedenen Orten Arbeit. Damit glückte es mir jetzt besser als früher. Ich verdiente mir schönes Geld, konnte mich wieder ordentlich ausrüsten und das Verkaufte ersetzen.

Das kann ich dir aber sagen, Jacob, wenn ich so ein neues Kleidungsstück bekam, und ich an meinen armen Ludwig dachte, der Alles für mich aufgeopfert hatte und schier nackt und bloß in die Welt gegangen war, dann

traten mir Thränen in die Augen und ich hatte gar keine Freude dran. Auch das kann ich dir nicht verschweigen, daß alle meine Träume nur mich mit Ludwig zusammenführten. Ich schlief nicht ein, ohne seiner mit heißem Flehen in meinem Gebete zu gedenken.

Es war nun eine hübsche Reihe von Jahren herum; ich hatte mein Handwerk tüchtig ausgelernt. Mit Ehren konnte ich heimkommen und eilte deßwegen auch so viel ich konnte, in die Heimath zu kommen.

Ich kann dir's sagen, es war auch Zeit. Ich bin jetzt ein alter Mann, aber ich bin doch noch rüstiger als es mein Vater war, da ich heimkam. Und er war, wie mein Sohn noch heute, der einzige Schmied im Dorf. Er konnte unmöglich Alles besorgen und alle Arbeit thun. Viele Bauern ließen darum schon draußen schaffen.

Als ich heimkam war große Freude im Haus und auch im Dorf. Ich fing nun frisch meine Arbeit an und es ging mir vor der Hand wie dir, Jacob. Da ich Alles kernhaft und schön machte, auch Vieles anders wie es hier üblich war, aber besser und nutzbarer, so bekam ich bald eine erstaunliche Kundschaft, und besonders hatte ich in Thüringen mich drauf gelegt, gutes Schneidegeschirre zu machen. Darin bekam ich denn bald einen großen Ruf, und statt, daß unsere Dorfbauern auswärts früher hatten arbeiten lassen, kamen sie nun von Außen her zu mir. Das war mir und meinem Vater Lust und Freude. Müde wurde ich gar nicht, und ich weiß manche Nacht, in der ich bis Mitternacht an Esse und Ambos stand und doch Morgens wieder bei Zeiten mein Tagwerk begann. An meinem Ludwig hingen da meine Gedanken fest.

Da sah ich ihn oft in Noth und Elend; oft blutend auf dem Schlachtfeld, und solche Gedanken konnten mich allemal recht traurig machen. Hätt' ich nur gewußt, wo er wäre, wie gerne hätte ich meinen reichlichen Verdienst mit ihm getheilt.

In solchen Nächten war mein einziger Gesellschafter der alte Dorfnachtwächter, ein armer, aber treuer, redlicher Mann. Er war auch Soldat gewesen und hat mir durch seine Erzählungen manche Stunde erheitert und



verkürzt. Dafür stopfte er sein Pfeifchen mit mir. Der Mann hatte übrigens, was ich dir gestehen will, noch von einer andern Seite für mich Werth, und das führt mich zum Augenblicke zurück, wo ich in das Dorf trat.

Durch große Ermüdung und starke Tagmärsche, denn ich eilte heim, war's gekommen, daß ich erst Nachts gegen zwölf Uhr ins Dorf kam. Es war im Juni. Die Nächte waren so lauwarm, wie sie um diese Sommerszeit zu sein pflegen, und der Mond schien so hell, daß man hätte einen Brief dabei lesen können, wenn auch die Dinte mit Wasser aufgefüllt und bleich gewesen wäre.

Zehn Stunden hatte ich an dem Tage gemacht, und das ist bei Staub und Hitze keine Kleinigkeit. Als ich endlich durch die Pforte ins Dorf trat, war's so stille wie im Grabe. Mir war's gar wunderlich zu Muthe und ich trat ordentlich leise auf, damit ich Niemanden aufwecken möchte. Es war die Zeit des Heumachens, wo die Bauern so außerordentlich müde werden. Als ich auf den Markt kam, drunten wo die Linde steht, blieb ich stehen. Da hatten wir Buben unsere Klickerspiele gespielt, und an die uralte Linde knüpften sich manche liebe Erinnerungen. Drüben am alten Rathhause lagen viele Eichenstämme aufeinander geschichtet. Es war Bauholz. Da sah ich den Nachtwächter, der gar köstlich schlief. Sein großes Blechhorn lag neben ihm. Er hatte einen alten, weiten, grauen Soldaten Mantel an und eine Mütze tief in das Gesicht gezogen.

Wer mag denn jetzt Nachtwächter sein? dachte ich; und schlich leise herzu.

Der Mond schien Taghell auf sein Gesicht.

Aber das war nicht der Leinenweber-Peter, der droben am Weiher in dem kleinen Häuschen wohnte und den kleinen Dienst versah, als ich fortging, sondern ich blickte in ein frisches, junges Gesichtchen, das bildschön war und etwa einem zwölfjährigen Knaben gehören konnte.

Ich muß dir aber zuvor sagen, daß der Leinenweber-



Peter kein Anderer war, als eben der alte Nachtwächter, von dem ich dir eben sagte, daß er Nachts mein Gesellschafter gewesen ist.

Ein bildschön Bübchen, dachte ich. Du lieber Gott, wie hart! So jung und schon wachen? Nein, schlaf' du gut. Ich wollte fortgehen, da regte sich der junge Nachtwächter und der Mantel fiel auseinander.

Mit Erstaunen sah' ich, daß er Mädchenkleider anhatte. Das war mir denn doch noch nicht vorgekommen, und ich ging die zwei Schritte, die ich schon von ihm entfernt war, wieder zurück. Unter der Mütze quoll jetzt ein blondes Haar hervor, denn durch die Bewegung hatte sich auch die Mütze verschoben.

Ich sah jetzt neugierig in das schöne Gesichtchen, und bei meiner Seele! Jacob, ein schöneres hatte ich mein Lebtag nicht gesehen. In der Stadt Dresden hab' ich einmal viel schöne Bilder gesehen. Darunter war eine Maria mit dem Jesuskindchen, die meint' ich hier lebendig zu sehen. Ich war wie angenagelt. Die ganze Nacht, und wer weiß, wieviel länger, hätt' ich dastehen können und das Gesichtchen besehen. Es war ganz erschrecklich schön!

Endlich dacht' ich aber doch dran, wie das schöne Mädchen erschrecken würde, wenn sie erwachte und es stünde ein fremder Mensch da vor ihr, und das trieb mich fort ins Oberdorf, hierher, in meines Vaters Haus. Das Mädchen, das so lieblich, so friedlich geschlafen, stand immer vor meinen Augen. Und als ich meinen alten Vater und die uralte Base bewillkommt, mich erquickt und auf meine Kammer gegangen war, wo du jetzt schläfst, da konnt' ich doch noch nicht ins Bett, ob's gleich fast zwei Uhr Nachts war. Ich legte mich ins Fenster, bis sie Zwei blies. Da schwebte ordentlich das Mädchen da unten vorüber, so leicht, als berührten ihre Füße den Boden nicht.

Wie mag's kommen, daß ein Mädchen die Nachthut hatte? dachte ich und schlief ein.

Morgens, als ich mit dem Vater und der Base die Suppe aß, und nach Diesem und Jenem fragte, kam mir der Gedanke an das Mädchen wieder.

Wie geht's denn dem Leinenweber-Peter? fragte ich. Ist er nicht mehr Nachtwächter?

Dem geht's schlecht, antwortete mein Vater. Seine Frau ist ihm nach langem Krankenlager gestorben. Das hat ihn viel gekostet, dann kam die theuere Zeit und dazu seine fünf Kinder, die heranwuchsen, da ist er mächtig zurückgegangen. Jetzt ist er auch recht krank.

Wer versieht ihm denn den Dienst? fragte ich. Hat er den noch?

Freilich, versetzte mein Vater. Es wär' doch auch himmelschreiend, wenn ihm die Gemeinde das Stücklein Brod nehmen wollte.

Aber er kann ja doch nicht die Stunden blasen, wenn er krank ist? — sagte ich.

Das ist richtig, gegenredete mein Vater; aber dafür sorgt sein ältestes Kind, das Röschen. Es ist jetzt siebzehn Jahre alt und ein gar stilles, braves, fleißiges Mädchen, das ihm die Haushaltung führt und für seine drei jüngeren Geschwister sorgt wie eine Mutter.

Nun wußte ich, was ich wissen wollte, und ich will's gar nicht Hehl haben, das Mädchen hatte durch meines Vaters Rede noch mehr Steine im Brett bei mir gewonnen, als durch sein liebliches Gesichtchen.

Ob ich gleich nun tüchtig in den Riß treten mußte und gar keine Gelegenheit hatte, das Röschen zu sehen, so hab' ich sie doch gar nicht vergessen können.



Sonntags aber sah ich sie in der Kirche wieder. Obgleich das sittige Mädchen gar nicht aufsah, so mußte ich sie doch oft ansehen, denn sie war unstreitig die Perle unter Allen.

Recht war's nicht, daß ich solche Gedanken in der Kirche hatte, aber es ist einmal so, daß man zum ersten Male die Gesichter der lieben Bekannten mustert. Es ist mir auch später nicht mehr passirt.

Es hat sich übrigens doch oft so gemacht, daß ich sie sah, ihr begegnete und mit ihr sprach. Da ist mir allemal das Herz aufgegangen, wenn sie mit mir sprach und so holdselig lächelte, und so verständig redete, und doch so schüchtern und geschämig war.

Da kannst du dir nun denken, daß ich dem alten Nachtwächter um seines Kindes willen gut war, denn ich will dir's sagen, daß ich das Mädchen lieb hatte. Wenn er nun so manchmal sie pries, wie sie so gut und sanft sei und für ihre Geschwister sorge, und ihre Schwester, die zwei Jahre jünger war, so getreulich anführe zu allem Nützlichen und Guten, da wurde mir's gar wohl ums Herz, ob ich gleich nichts merken ließ, wie es bei mir stand.

Daß viele Andere nach mir ankerten, wirst du dir wohl denken, denn mein Vater war ein gebackener Mann; ich hatte mein schön Handwerk, verstand's, hatte eine Kundschaft, die sich Keiner besser wünschen mochte, und war kein ganz unebener Kerl; aber ich dachte, laßt mich laufen! Ich hab' mein Theil, und das Röschen hatte es auch weg, das sah ich, als ich ihr einmal erzählte, ich habe sie schlafend damals gefunden. So ein Mädchen ist pfiffig, wie ein Thorschreiber, der Alles den Leuten an der Nase ansieht.

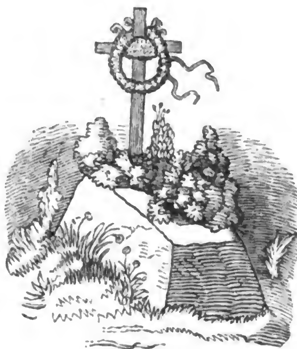
Wir verstanden uns alle Beide, aber Niemand wußte es, und mein Vater hätt's auch nicht zugegeben, denn er hätte es gern gesehen, wenn ich Kasper's Gretel geheirathet hätte, die nun den Kremer drunten an der Pforte hat, der zapft; aber das gefallsüchtige, eitle Ding war mir erstaunlich zuwider. Er setzte mir besonders zu, als die alte Base starb, aber ich wollte einmal nicht.

Im drauffolgenden Winter starb unerwartet mein

Vater. Er hatte ein hohes Alter erreicht, und doch starb er mir zu früh. Ich hätte ihm noch gerne mögen gute Tage länger machen, als ich es gekonnt.

Jetzt war ich genöthigt zu heirathen. Da kamen denn die Vettern und die Schmierlatze, die gerne ein Paar rothe Hosen verdienen wollten, und freieten mir Diese und Jene, und die Mädchen lachten mit dem ganzen Gesichte, wenn sie in meine Nähe kamen. Ich aber ging in Leinenweber-Peter's Haus und freiete mir selber, und bekam, statt eines Körbchens, das schöne fromme Röschen, und einen rechten Segen mit ihr.

Jacob, ich war ein glücklicher Mensch; ich war es mit Dank gegen Gott dreißig Jahre. Es waren Jahre des Friedens und des Glückes. Da starb sie mir, und seitdem hab' ich immer das stille Heimweh im Herzen, und ich denke, Gott erhört mein Gebet und holt mich bald zu ihr! —



Er schwieg. Ueber des alten Mannes gefurchte Backen liefen Thränen in Strömen und der Anblick bewegte mich tief, das könnt Ihr mir Alle fest glauben, sagte Schmiedjacob. Ich hab' oft an ihn gedacht, als es mir, nach Gottes Rath und Willen, ging wie ihm, und was das Heimweh ist, von dem er redete, das weiß ich auch. —

Es wurde eine Weile still in der Spinnstube und die Frauen wischten ihre Thränen weg.



Endlich nahm der Schmiedjacob das Wort wieder. Als der alte Mann damals sich wieder gesammelt hatte, sagt ich zu ihm:

Ihr seid aber von Euerem guten Freunde Ludwig ganz abgekommen, Großvater.

Du hast Recht, Jacob, fuhr er fort, ich will aber schon wieder auf ihn kommen. Du weißt ja, das Alter kommt als einmal vom Wege ab und der Faden bricht. Es ist mir auch so gegangen, und es ist gut, daß du mich in den Pfad zurück leitest, denn wo ich stand, da komm' ich nicht leicht weg!

Es mögen etwa sechs Jahre gewesen sein, und mein Sohn war schon ein wacker Bübchen, da saßen wir einmal am Mittagsessen, Röschen, das Bübchen und ich. Wir hörten, daß die Hausthür knarrte und der Pommer gewaltig gauzte, was er nur that, wenn ein ganz fremder Mensch herein kam.

Geh', seh' 'mal, wer da ist! sagte ich zu dem Bübchen, und der sprang lustig hinaus, rief dem Pommer: Kusch! und kam dann gleich wieder und sagte: Ach, Vater und Mutter! es ist ein gar armer Mann draußen, der sagt, er sei so hungrig, ob er nicht etwas Warmes kriegen könnte? Und er friert auch so! —

Röschen sah mich an, und ich verstand die gute Seele. Ich nickte und sie ging zur Thür und sagte: Kommt herein, Landsmann!

Es war im Winter. Zwar lag kein Schnee, aber es war so eine trockene Kälte, und es pfiff ein Wind, so schneidend wie ein Scheermesser. In meinem Hause war es immer Brauch, daß kein Armer ungesättigt und unbeschenkt wegging, und du weißt's, mein Sohn ist dem treu geblieben. Ich saß dazumal grad mit dem Rücken gegen die Stubenthür und blickte nur flüchtig zur Seite, als der arme Schelm hereinkam. Ich sah die dünnen

Höselchen, die er an hatte, und dachte: Wie wird dem die warme Stube und das warme Essen so wohlthun? —

Er grüßte freundlich und höflich; ich dankte und schwieg still. Er kutschelte sich an den warmen Ofen. Mein Röschen war schon hinausgegangen, und kam nun mit einem sauberen Teller, Löffel, Messer und Gabel herein



Gelt! sagte sie, es wird Euch lieb sein, wenn ich Euch die Suppe an den Ofen gebe, weil Ihr so friert? —

Wenn Ihr so gut sein wollt! sagte er.

Als ich die Stimme hörte, fuhr mir's durch alle Glieder. Ich sah rasch herum und —

Ludwig! rief ich aus und schmiß die Gabel weg, sprang auf und eilte auf ihn zu.

Er sah mich mit nassen Augen an. Dann aber, als er sah, daß ich ihn erkannte, rief er: Großer Gott! und fiel mir weinend um den Hals.

Meine Frau stand da und wußte nicht, was sie

sagen sollte; aber als sie die zwei Männer weinen sah, da ergriff es sie auch, daß sie mit uns weinte und fragte: Ist das dein guter Freund Ludwig?

Ja, das ist der, der Hab und Gut für mich hingegeben hat, sagte ich, und hat mich gepflegt, daß ich nicht im Elend umkam!

So segne Gott die Stunde, wo er in unser Haus trat! sprach mein liebes Weib.

Ludwig aber saß da und stützte den Kopf in beide Hände und weinte laut, und die Thränen flossen auf der Erde vor ihm.



Find' ich dich endlich wieder? sagte ich. Ach, ich hab' dich mit Schmerzen in Prag gesucht, hab' dich aber nicht gefunden!

Aber er konnte nicht reden, so weinte er fort und fort.

Endlich zog ich ihn an den Tisch.

Komm, Bruder, sagt' ich, und erquicke dich! Gott sei Preis und Dank, der dich zu mir geführt hat, daß ich dir die Liebe vergelten kann, die du an mir gethan hast! —

Ach ja, ja! sagte er. — Du bist noch, wie du warst. Ich hab's so gehofft.

Aber nun iß, sprach ich, du bist hungrig und die Suppe ist noch warm. Wir haben noch Zeit zum Plaudern genug.

Und er aß. — Ach, Jacob, wie damals, als ich ihn zu der guten Meisterin in Thüringen führte. Lieber Gott, man sah's, er hatte lange gehungert.

Röschen deutete mit den Augen auf seine dünnen zerlumpten Kleider; auf sein elendes Hemd. Ich verstand sie und nickte. Sie ging hinauf auf die Kammer und brachte, da er fast von gleicher Statur mit mir war, gute warme Kleider von mir, Strümpfe, ein Paar Schuhe und ein Hemd nebst Halstuch, und legte es hin an den Ofen, und ging dann mit unserem Kinde hinaus.

Als Ludwig gesättigt war, sagt' ich: Armer Freund, dir ist es übel gegangen. Sieh, meine liebe Frau hat dir hier Alles hingelegt, was dir Noth thut. Komm', ziehe dich jetzt einmal frisch und warm an. Es wird dir wohlthun!

Ach, Jacob, den Blick hättest du sehen sollen, den er damals mir zuwarf. Er ging mir durch Mark und Bein. Reden konnte er nicht, so kam ihm wieder das Weinen an. Ich ging nun auch hinaus in die Küche, daß er sich umkleiden könne.

Da hatte das gute Röschen schon Feuer an und kochte einen frischen Kaffe, um den Armen zu erquicken, von dem ich ihr so oft erzählt hatte.

Ach, sagte sie, der gute Gott hat dich doch recht lieb, daß er dir Gelegenheit gibt, Gutes mit Gutem zu vergelten! Der arme Ludwig soll aber nun auch bei uns

bleiben. Brod haben wir ja, und ich will ihn ansehen wie deinen Bruder, und ihn lieb haben und ihm treulich vergelten helfen, was er an dir gethan hat.



Ich drückte das brave Weib ans Herz und dankte Gott für den Segen, den er mir in ihr gegeben hatte.

Ich ging nun an die Thüre, zu fragen, ob er fertig sei, und als er das bejahte, kam ich herein. Da ist er mir wieder um den Hals gefallen und hat ausgerufen: Gott lohn's! Gott lohn's! was du an mir thuest!

Als wir nun bei dem guten Kaffe saßen, der ihn wieder ganz munter machte, betrachtete ich sein Gesicht. Ach, in den bleichen Wangen, in den tiefen Furchen konnte man's lesen, was er durchgemacht hatte.

Nun, sagte ich, mein lieber Ludwig, erzähle mir, wie dir's ging, als du mich verließest, und wie es kam, daß ich dich nicht in Prag getroffen habe? —

Da ist ihm das Herz und der Mund aufgegangen. Ich will dir Alles erzählen nach der Schnur, sagte er.

Als ich von dir so eilig schied, hatte ich auch keinen Pfennig Geld und keine Kleider, als die ich um und an hatte. Wie ich es dir zugesagt, schlug ich mich nach Böhmen hinein, gen Prag zu, wo ich dich erwarten wollte. Hunger litt ich nicht, denn ich traf viel gute

Leute an, die meinen Hunger stillten, aber ich bekam nicht so viel Geld, daß ich mir hätte die Stiefel können sohlen lassen. Zuletzt ging ich auf der bloßen Erde. So kam ich gen Prag. Nun stand's noch dahin, ob ich in der Stadt Arbeit kriegte, da meine Papiere in dem sächsischen Neste von dem Unholde, dem Amtmanne, mit dem Vermerke versehen waren, ich hätte mich heimlich dort aufgehalten und wäre ausgewiesen worden; ja, es war noch die Frage, ob ich bei so bewandten Umständen in der Stadt bleiben durfte. Der Herbergsvater machte, als er das las, ein ganz bedenklich Gesicht und sagte: Ludwigsburger, ich fürcht', du wirst abkratzen müssen!

Was er gesagt hatte, traf ein. Der Polizeidiener kam am andern Mittag und sagte mir, ich dürfe nicht bleiben.

Du kannst dir denken, wie mir's war! Ich saß am Ofen und weinte; denn draußen wirbelte der Wind



Schnee und Regen unter einander, und die Wege waren bodenlos wie meine Stiefel. Und keinen Heller Geld! Ich konnte nicht einmal Schlafgeld und Zeche bezahlen, so gering sie auch war, und zu versetzen hatt' ich nichts mehr, als mein leeres Felleisen, das aber auch alt und schlecht genug war, wie du weißt.

In dieser großen Noth setzte sich ein Mann zu mir, der bürgerliche Kleidung anhatte, und redete mich freundlich

an. Mir ging das Herz auf und ich erzählte ihm meine Lage. Ei, sagte er, du armer Schelm, da bist du in einer schlimmen Lage und viel Barmherzigkeit hat der Herbergsvater nicht. Ich wüßte dir aber einen Ausweg, der dir zugleich eine recht gute Stellung und Rettung aus all' deiner Drangsal wiese. Laß dich unter die Kaiserlichen anwerben. Du kriegst fünf und zwanzig Gulden Handgeld, prächtige Kleider, gute Kost, und wenn du lesen und schreiben kannst, wie ich nicht zweifle, so wirst du im Blitz Corporal, und dann bist du geborgen für dein Lebtag. Du hast zwar eine ächte Natur wie ein Schneider, bist dürr und dünne, aber in der Garnison kannst du dir Fleisch an die dürren Knochen essen, denn sie sind von gutem Schwabenstoff und derb.

Ich sah den Mann groß an; aber ich dachte, was hast du viel zu wählen? In halber Verzweiflung sagt' ich Ja. Da drückte er mir einen Kronenthaler in die Hand und rief: Wirth, der Bursch ist mein! Die Zeche und das Schlafgeld bezahl' ich. Holt 'mal Ungarwein und ein kalt Hahndel!

Der Wirth lachte wie ein Spitzbube, und ging, das Verlangte zu holen.

Mir ging Alles toll durch den Kopf, und ich war fast irre in meinen Gedanken.

Als das „Hahndel“ und der Wein kam, setzten wir uns an und er trank mir tüchtig zu. Du weißt, Wein kam selten an Unsereinen und Ungarwein erst recht nicht, und der hat seine Mucken. Ich war bald so fröhlich, wie ich seit langen Jahren nicht gewesen war, und als ich endlich mit dem Manne fortging und an die Luft kam, tanzte ganz Prag wie toll und thöricht um mich herum, und ich wußte nicht, wie mir's war. Kurz, in acht Tagen war ich Soldat und auf dem Marsche nach Temeswar, wo mein Regiment stand. Dir zu schreiben, war umsonst, man ließ es nicht zu, und es heimlich zu thun, war ich ganz außer Stande, denn ich wurde überall bewacht wie ein Dieb.

Zu ändern war da nichts mehr. Ich trauerte nur um dich; denn ich konnte mir's wohl denken, wie es dir sein würde, wenn du nach Prag kämest und meine Spur



nicht mehr fändest. Das Eine marterte mich gewaltig, daß ich dachte, es könne dir gehen wie mir, und davor hätte ich dich so gerne warnen mögen.

Das war dir ein Marsch nach dem verfluchten Temeswar! — Ich war schon, ehe wir Böhmen verließen, marode; aber das half Alles nicht, wir mußten voran und die Corporäle hatten die Haselstöcke nicht zum Staat am Säbel hängen. Am Ende brach ich zusammen. Mir ging's aber nicht alleine so, sondern vier Andere mit mir, und das war mein Glück. Nun wurden wir gefahren

bis Temeswar, aber ich kam gleich ins Lazareth, weil ich recht krank war. Da hatte ich recht das Heimweh nach dir, und ich glaub', ich wär' gestorben, wenn sie nicht recht ordentlich gesorgt hätten. Aber das muß ich loben! der Doctor war ein braver und geschickter Mann, und der Lazarethverwalter auch ein Mann, der ein Menschenherz hatte. Ich genas langsam. Als ich wieder hergestellt und ganz kerngesund war, ging das Exerciren an. Mein Lebtag war ich nicht stark; nun mußt' ich die schwere Muskete tragen und alle Tage vier bis fünf Stunden exerciren. Davon will ich nicht reden, wie mir das schmeckte, sondern nur davon, daß ich es nicht vertrug und wieder in das Lazareth mußte.

Die Offiziere mochten eingesehen haben, daß ich, ob ich gleich groß genug war, doch für den Dienst der schweren Infanterie nichts nutz war. Daher ist es denn gekommen, daß sie mir, als ich wieder hergestellt war, kurz und bündig sagten, ich sei zu den Jägern versetzt und die stünden in Wien.

Ich wurde nun nach Wien transportirt und dort unter die Jäger gesteckt. Das war freilich ein leichterer Dienst, aber es war eben doch ein Dienst, und ich war, das mußte jeder vernünftige Mensch einsehen, für einen Soldaten einmal vom lieben Gott nicht geschaffen. Mein ganzes Leben dort war ein Wandern aus der Kaserne ins Lazareth, und aus dem Lazareth in die Kaserne. Sechs volle Jahre schleppten sie mich armen Kerl so herum, denn an ein Losgeben war nicht zu denken, weil ich Werbgeld gekostet hatte. Nun mochten sie aber denn doch so rechnen, daß ich sie mehr kostete, als ich im Grund ihnen werth war. So kam es denn, daß sie mich vor einem halben Jahr endlich fortschickten; aber wie, das kannst du dir vorstellen. Alte, abgetragene Uniformstücke empfing ich, und etwa so viel Geld, daß ich mich bis zur Grenze durchbetteln konnte. Stückweise hab' ich wohl 'mal Arbeit gekriegt, aber nur bei Meistern, bei denen ein ordentlicher Geselle nicht bleibt, und wo ich es eben auch nicht auszuhalten im Stande gewesen bin.

Als ich an die Grenze kam, mußt' ich mich wohl einmal fragen: Wohin nun? Und da haperte es mit der

Antwort; denn wo sollte ich hin, ich, der ich keine bleibende Stätte hatte, keine Heimath, keinen Halt? Zwei Wege standen mir offen, aber ihr Ziel war so zweifelhaft! Zu dir zu gehen, dich in der Welt aufzusuchen und dir die Bitte um Rath ans treue Herz zu legen, oder nach Schwaben zurück zu kehren. Ach! da fragte es sich, ob du noch lebtest? Wo du seist?

Deine Heimath hier kannte ich. Nun, es lag mir eigentlich nichts aus dem Wege. Mein Herz zog mich, ich wanderte bettelnd hierher, denn ich hatte nichts; ich wanderte in erbettelten dünnen Kleidern durch die Winterkälte, aber die Freude, dich wiederzusehen, wärmte mich inwendig.

Als ich endlich das Dorf erreichte, fiel's mir aufs Herz, ob du da seist, ob du noch lebtest?

Darüber erhielt ich ausreichende Kundschaft, wie auch darüber, daß es dir wohlgehe, daß du ein gar braves Weib habest. Sieh', so kam ich heute in dein Haus. Du sahest mich zittern. Ach, es war nicht bloß der Frost, es war die innerste Bewegung meiner Seele, die mich so zittern machte. Du sahest mich nicht an, das ergriff mich mit Entsetzen.

Aber dann, als du meine Stimme hörtest, zeigte sich dein Herz. Gott sei Preis! Du bist der Alte noch!

So erzählte er und wir hörten ihm mit tiefer Bewegung zu.

Mir war mancherlei Wesen durch den Kopf gegangen, während er so uns mittheilte, wie es ihm ergangen war. Doch unterbrach er mich in den Gedanken, durch die Fragen nach meinem Ergehen bis zur Heimkunft und bis heute. Das brachte ich nun auch vor, wie ich es vorher dir erzählt habe. In die Schmiede kam ich heute nicht, denn es war ein Festtag für uns geworden. —

Wir richteten ihm nun deine Kammer ein, und es war eine recht Lust, wie er sich erholte; wie er bald ein anderes Aus- und Ansehen hatte; wie er wieder ein schöner Mann wurde, als die Spuren des Elends, des Grams und des Mangels verschwanden.

Die Bauern hörten kaum, es sei ein geschickter Schneider bei mir, als sie ihm Arbeit brachten. Denn

hier war eben nur ein Pfuscher, der den Leuten die Kleider verdarb. Das machte sich recht gut, und fröhlich blickte Ludwig wieder in die Zukunft.

Wir hatten Abends eine kleine Spinnstube. Da kam unsere Nachbarin und meiner Frau Schwester, die Marie, zu uns, ein hübsches, braves Mädchen, das seine sechs und zwanzig Jahre alt sein mochte. Mein Schwiegervater war schon lange todt, er hatte sein Leben in Frieden bei uns beschlossen. Ein Bruder meiner Frau wohnte auf dem nahen Dorf und war ein Schuster, dem es ganz gut ging und der andere wohnte im Vaterhaus, am Weiher droben und war ein Leinweber, der auch sein ehrlich Auskommen hatte. Bei dem lebte Marie.

Ich hatte das Ding bald weg, daß das Mädchen dem Ludwig gefiel und er ihr auch. Das war mir eine rechte Lust.

Er verdiente sich schönes Geld und schaffte sich nach und nach Hemden, Kleider, Alles an, was er nöthig hatte, um vor den Leuten ordentlich einher zu gehen. Wir lebten wie Brüder und oft saß er mit seiner Arbeit bei mir in der Schmiede. Da verging die Zeit herrlich und die Arbeit rutschte aufs Köstlichste.

Ein Jahr verging so im glücklichsten Leben.

Eines Tages sagte er: Hör' 'mal, Alter, so kann's doch nicht immer gehen, daß ich dir zur Last falle; dein Brod esse und mir Geld dabei verdiene. —

Hat dir Jemand Flöhe in die Ohren gesetzt? fragte ich ihn erstaunt. Hab' ich so gesagt, als du Ein Stück deiner Habe nach dem Andern verkauftest, um mich zu pflegen und zu stärken und zu laben? Schweig' mir still! —

Sei kein Narr, hob er wieder an, und versteh' mich nur recht. Du kannst dir doch auch denken, daß ich mir einmal einen eigenen Herd gründen möchte?

Aha, rief ich lachend, und eine Frau nehmen?

Ja, auch das, antwortete er lachend. —

Am Ende hast du eine auf dem Strich und ich verdiene ein paar rothe Hosen? — sagte ich.

Das könnte sein, war seine Antwort; aber erst ein Obdach, dann Brod, dann die Frau, so denkt man in Schwaben.

Ganz verständig, Ludwig, bei meiner Treu'! rief ich heiter aus.

Nun setzte er mir auseinander, daß der alte Werner an der Oberpforte gestorben sei; daß sein Haus wohl fällig werde und auf Ziele versteigert werde; daß er Lust trüge, es zu steigern, — wenn er Credit hätte.

Aha, ich soll gutsprechen, ich merk's! rief ich. Um dich nicht lange im Nebel zu lassen, ich will's mit Freuden! sagte ich.

Victoria! rief er. Dann ist das Obdach da, Brod bringt das Handwerk. —

Nun also die Frau! sagte ich.

Ja freilich! sagte er leise. Meinst du, daß die Marie mich nähme? —

Das kommt Alles aufs Fragen an, sagte ich, legte meinen Hammer auf den Ambos und ging in die Stube, denn ich hatte Marie hineingehen sehen, ohne daß es Ludwig bemerkt.

Ich sagt's dem Mädel grade vor den Kopf, der Ludwig habe es lieb, und so und so stehe es mit ihm.



Marie wurde roth und bleich, und fiel meiner Frau um den Hals und sagte: Rathe mir!

Du hast ihn ja auch lieb, Marie, sagte Röschen, ich hab's schon lange bemerkt. Ist's dein Ernst, so sag' Ja, denn er ist ein treuer, fleißiger, geschickter Mann.

Da sagte sie leise: Ja, und ich rief nun den Ludwig, der nichts ahnete.

Als er hereinkam, führte ich ihn zu Marie und sagte: Sie hat Ja gesagt, Ludwig, und da sie, wie du, keine Eltern mehr hat, so will ich Euer Vater sein und Euere Hände in einander legen. Segne Euch Gott!

Jacob, da war die Herrlichkeit voll! —

Das Haus hat er sich gesteigert und ich hab' ihm gutgesprochen. Die gute Marie hat er geheirathet, und sie haben klein und rein ihre Haushaltung angefangen, aber sie sind durch Fleiß und Rechtschaffenheit vorangekommen. Ludwig mußte sich bald Gesellen nehmen, soviel bekam er zu thun. Er bezahlte ehrlich sein Haus, und schaffte sich dann Güter an und Gott segnete ihn reichlich. Er ist jetzt ein sehr wohlstehender Mann, der seine Kinder wohl versorgt hat, und da seine gute Marie auch todt ist, so sind wir zwei Alten Ein Herz und Eine Seele, wie wir's waren seit unserer Jugendzeit.

Siehst du, da kommt er eben wieder. Da will ich ihn auch nicht warten lassen!

Er ging in das Haus.

Ich aber, sagte Schmiedjacob, dachte dem Gehörten nach, und tief in meinem Herzen fühlte ich das Wort: Wer einen treuen Freund hat, der hat einen großen Schatz!

Das waren erprobte Freunde in Leid und Freud, wie sie selten sind. Und so lange ich in dem Hause war, hatte ich meine rechte Freude an den alten Männern, die Beide Außenthaltsväter waren, und alle Beide mit gutem Gewissen auf ein vorwurffreies, rechtschaffenes und thätiges Leben zurückblickten. Ihre Freundschaft war, wie siebenfach geläutertes Gold, ächt und probehaltig!

---

12. Ein Räthsel.



Meist bin ich, wie der Schnee, so weiß,
Doch schmelz' ich nicht, wie er, wenn's heiß;
Erhalte selbst im Sommer — Eis.
Fehl' ich dem Fleische — verderbt es schnell; —
Fehl' ich dem Kopfe — wird's drinnen nicht hell; —
Und ohne mich — bist du nichts werth, Gesell!

---

13. Wie einmal ein Schneider die Nachtwächter utzt und — sie ihn!

In einer großen Stadt gibt's eine Menge Nachtwächter, ein ganzes Regiment; die haben alle ihre Gassen, wo sie wachen und die Stunde rufen, und nebenbei auf liederliches Gesindel ein wachsames Auge haben müssen. Da ist der Nachtwächterdienst um Vieles wichtiger, als in einem Dorfe. Nun wohnte einmal in einer solchen großen Stadt, in einer Nebenstraße, ein Schneiderlein, ledigen Standes, und zwar in einer Dachstube, im fünften Stock eines Hauses, der für einen Kleiderhändler arbeitete und ein Heidengeld verdiente, weil er eben nadelfix war und gut zuschneiden konnte, auch eine neue Mode auf der Stelle weg hatte, aber das machte den Geisbock wild und lüftig. Wenn er Abends von der Arbeitstube des Kleiderhändlers wegging, gerieth er regelmäßig noch in eine Schnappsboutique und trank sich einen Zopf an von dem



verfluchten Branntwein, der Leib und Seele ruinirt. Dann war er ein Erzkrakeeler, und bekam allemal mit den Nachtwächtern Händel. Einmal kommt er Einem von der Sorte auch schief unter die Beine, und faßt ihn bei der Gurgel. Der Nachtwächter denkt, kurzer Prozeß ist da am Besten, nimmt seinen Stock und gerbt den windigen Schneider lederweich, und schafft ihn dann extra auf die Polizei, wo er sitzen muß, und zwar acht Tage in der Stadtvogtei, und muß drei Thaler Strafe bezahlen.

Die Prügel hätte der Schneider schon eingerieben, aber das Geld und das Sitzen vergaß er dem Nachtwächter nicht, und warf seinen bittern Haß auf die ganze löbliche Zunft. Er sinnt nun auf alle Weise, wie er sie einmal dran kriegen könnte. Endlich ist er im Reinen und kommt zu dem Spenglermeister, der unten im Hause, gleicher Erde, wohnt, und sagt: Können Sie mir nicht auf ein paar Tage das Stück Blechrohr da leihen, das den Ellenbogen hat?

Recht gern, sagt der Spengler, und der Schneider nimmt's und geht, und der Spengler denkt: Der Tagdieb wird dir's doch nicht gar verkümmeln? Er paßt ihm daher auf; allein der Schneider läßt's ruhig in seiner Dachkammer stehen, und der Spengler weiß gar nicht, was er damit anfangen will. Den Abend kommt er früher heim, als sonst, nämlich schon um elf Uhr, aber ein Licht, das er angezündet, bläst er gleich drauf aus.

Es war eine fürchterliche Nacht, der Wind trillte die Dachfahnen, daß sie unheimlich gahrten; losgebundene

Läden schlugen hier und da. In den Kaminen heulte der Wind und stöhnte ordentlich, daß es mancher abergläubischen Seele ganz unheimlich wurde. Es war Vollmond, aber der Wind jagte zerrissenes Gewölke am Himmel hin, daß es manchmal taghelle, und dann wieder tiefdunkel war. Das sind so die Nächte, wo in der Kindheit leider durch allerlei grundlose und spukhafte Erzählungen das Gemüth geängstigt wird, und es gibt alte Narren und Esel genug, die selbst noch unheimliche Gefühle in solchen Nächten nicht los werden können. Es ist eine Schande für einen Christenmenschen, und ich möchte sagen: Es ist recht, wann so Einer, so ein alter Kindskopf, ordentlich gehänselt wird.

Der Schneider wußte, daß das Rohr, welches das von dem Dachkändel aufgefangene Regenwasser in die Gosse leitete, unten, ziemlich nahe an der Erde, seine Mundöffnung hatte. Er setzte nun oben in den Wasserfang sein Stück Rohr mit dem Knie und es paßte herrlich, und das Knie reichte grade bis an sein Fenster, an dem er einen durchbrochenen Laden hatte. Den macht er halb zu und steckt sein Rohr in das Kändelrohr und wartet geduldig ab, bis seine Zeit kommt.

Als der Nachtwächter, der ihn selbmals gedachtelt hatte, nun an der Ecke steht, um mit dem Schlag seine zwölfte Stunde zu rufen, tönt's auf einmal neben ihm dumpf und hohl aus der Erde: Hilf mir! hilf mir!



Der Nachtwächter thut einen Satz von der Stelle weg, als hätt' er auf eine giftige Natter getreten. Es überläuft ihn eiskalt! Die Nacht ist ohnehin so grüselig. Was war das? fragt er sich. Er zieht seine Blendlaterne heraus, leuchtet überall herum. Es ist kein Kellerloch da, keine Kloakenöffnung; nirgends sieht er einen Menschen, von dem der Ruf könnte gekommen sein. Peter Bummel! ruft's wieder ebenso dumpf. Du kannst mir helfen. Hilf! hilf! h — i — l — f! —

Jetzt, wo ihm die Angst schon den Kopf verrückt hat, meint der Nachtwächter, es sei vor ihm, wogegen es das vorige Mal hinter ihm war. Es wird ihm ganz schwindelig. —

Abermals überläuft es ihn mit einer Gänsehaut. Er leuchtet wieder, aber da ist nichts, was irgend den Grund zu dem Glauben abgeben könnte, es äffe ihn Jemand. Jetzt tritt der Mond hinter der dunkeln Wolkenschicht hervor und beleuchtet Alles hell und grell. Da ruft es zum dritten Male: Peter Bummel, gedenke an deine Sünden! Rette mich, so sind sie dir vergeben!

Jetzt ist's aus mit Peter Bummel, dem Viertelsnachtwächter. Er ruft mit bebender Stimme seine Stunde und macht sich fort. Zitternd am ganzen Leibe kommt er auf die Wachtstube der Nachtwächter. Seine Kameraden sehen es ihm an, daß da etwas nicht geheuer ist; aber er gesteht's nicht und sagt bloß, es sei ihm unwohl. Sie schicken ihn heim und versprechen ihm, seine Stelle zu vertreten; er aber sagt, er wolle dann lieber noch die Stunde am warmen Wachtstubenofen sitzen bleiben. Eigentlich aber that er's bloß, um zu hören, ob bei dem Abrufen sein Stellvertreter auch die Geisterstimme hören würde, zumal ja der alte Aberglaube lehrt, daß erst um Ein Uhr die Geister wieder an den Ort ihres Gebanntseins müßten.

Der aber ruft endlich Eins, und hat weder etwas gesehen, noch gehört. Jetzt ist's dem Peter Bummel zu rund. Er schafft sich heim in sein Bett und erzählt seiner abergläubischen Frau die Geschichte, und sie können vor Angst kaum schlafen.

Der Schneider, der's wohl merkt, daß für seinen

Erbfeind ein Anderer dasteht, legt sich nun ganz gemüthlich in sein Bett, lacht ins Fäustchen und schläft prächtig im erquicklichen Gefühle, daß er sich gerächt habe. — Aber —!

Was hat aber denn der Galgenvogel von Geisbock gemacht? fragt Ihr, liebe Leser. Ich will's Euch sagen. Das Stück Rohr mit dem Knie steckte er in das abwärts führende Leitrohr des Wasserkändels, und der Ellenbogen des Rohres reichte just an seinen Mund hinter dem halbgeschlossenen Laden. Nun sprach er da hinein, und der Schall drang dumpf, aber um Vieles verstärkt, unten aus der Mundöffnung des Rohres heraus, daß der Nachtwächter meinte, er käme aus der Tiefe der Erde. An das Rohr und an einen Schelmenstreich kam kein Gedanke, kein Argwohn in seine Seele.

Am andern Tage geht der Peter Bummel an die Stelle und besieht sich Alles ganz genau noch einmal, aber auch jetzt sieht er nirgends etwas Verdächtiges, da er an das Rohr gar nicht denkt. In halber Todesangst beginnt er Abends seine Pflicht zu thun. Alles bleibt ruhig. Heute scheint der Mond silberklar. Es ist wie am Tag. Er bläst elf. Alles still! Ach, denkt er: Heute gibt's nichts! Er lebt ordentlich wieder auf.

Mit mehr Muth kommt er eine Viertelstunde vor Zwölf. Jetzt schlägt's Zwölf, und er ruft seine Stunde aus.

Peter Bummel! ruft aber da langsam und gedehnt die entsetzliche Gespensterstimme. Thue Buße, daß du mich erlösest, sonst komme ich und folge dir nach, wohin du auch fliehst!

Da sträubt sich des Nachtwächters Haar und die Angst des Todes ergreift seine Seele. Er lauft, was er laufen kann zu seiner Frau, und erzählt es ihr.

Warte, sagt sie, ich gehe mit dir, denn du mußt an die Stelle, sonst verlieren wir unser Stücklein Brod, das uns ernährt.

Als es Zeit ist, gehen Beide an die Ecke.

Jetzt ruft's: Peter — ! —

Was soll ich? fragt die Frau, die mehr Kurasch hat, als ihr Mann.



Da sticht aber den Schneider eben der Hafer. Es wird ihm nachgerade langweilig und er will die Nachtwächter alle hänseln.

Bringe um Ein Uhr alle deine Zunftgenossen hierher, die du zusammenbringen kannst! ruft's dumpf und hohl aus der Erde.

Die Beiden zittern wie Espenlaub.

Ach, du Welt! sagt die Frau, was ist das für ein kurioser Geist! der will so seine zwanzig Kerle daher haben! Sonst ist's immer nur Einer, der erwählt ist, den Geist zu erlösen. Weißt du, was ich davon halte, Peterchen?

Was denn? fragt der Mann.

Ich glaube, daß an der Ecke 'mal Einer ist todtgeschlagen worden, und da sitzt der Geist vielleicht unter dem Pflaster.

Wer kann das wissen? sagte bedenklich der Nachtwächter, und geht gegen die Wachtstube.

Soll ich mitgehn? fragt die Frau.

Das geht nicht, bemerkt der Mann. Wenn die drinne merkten, daß du bei mir gewesen wärst, so wär's um alle meine Reputation gethan. Geh' hübsch heim und leg' dich.

Du hast lang gut reden, versetzte die Frau, aber an die Neugierde, was da herauskommen wird, denkst du gar nicht! Wenn du gleich kommst und mir's sagst, so will ich dir folgen. Versprich' mir das!

Der Mann versprach's, und die Frau ging endlich heim.

Als Peter Bummel in die Stube trat, waren an die zwanzig seiner Collegen um den warmen Ofen und einen ansehnlichen Schnappskrug versammelt, der die Runde machte.

Jetzt kramte er seine Geistergeschichte aus. Mäuschenstille hatten sie ihm zugehört; als er aber endete, theilte sich auf der Stelle die Versammlung in Gläubige und Ungläubige, das heißt, in Verständige und — Narren. Die Letzteren standen auf Peter Bummel's Seite, der sich vermaß und verhieß, er habe Alles gründlich untersucht und nüchtern beobachtet. Die Mehrzahl der Verständigen spalteten sich wieder in zwei Theile, in Solche nämlich, die da sagten: Dem Peter ist der Branntwein in den Kopf gestiegen! Und in Die, welche behaupteten: Es ist irgendwo ein Galgenvogel, der die alte Schlafhaube kennt und ihn 'mal hänselte.

Das ergrimmte den Peter. Er hatte Proben genug abgelegt, daß er, wo es den Kampf mit dem Fleisch und Blut eines die Polizeigesetze oder die der Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit Uebertretenden galt, keine feige Schlafhaube sei, sondern tapfer seinen Mann gestanden habe, daher wehrte er sich denn auch wacker.

Um den Streit endlich zu Ende zu bringen, sagte ein Alter: Was streitet Ihr doch so toll? Wartet nur noch die kleine Frist bis Eins, dann wird sich das ganze Geheimniß enthüllen. Ist's aber ein Galgenvogel, wie Hundert gegen Eins zu wetten ist, der den Peter narrte, so soll er gezeichnet werden, daß er nicht mehr dran denken soll, Spuk mit uns oder Einem von uns zu treiben.

Damit war denn die Ruhe hergestellt, und nur Peter flüsterte noch mit Einigen, die von seiner Partei waren.

Wenige Minuten vor Eins brachen alle Nachtwächter in der Wachtstube auf, um sich an die gespenstige Stelle zu begeben. Dem Schneider wurde es denn doch nun etwas unheimlich zu Muthe, als er die große Zahl sah, die ihre Stellung so nahm, daß ihr nicht wohl etwas entgehen konnte; allein die bis jetzt gewonnenen Erfolge gaben ihm seinen Uebermuth und seine Sicherheit wieder.

Kaum hatte es Eins geschlagen und in gespannter Erwartung die Nachtwächter ihre vorherbesprochenen Posten eingenommen, als die geisterhafte Stimme also ertönte:

„Ich geb' Euch Allen den Bescheid:
Daß Ihr Esel und Narren seid!“

Als der Schneider sein Blechrohr eiligst unter seinem Laden hereinziehen und verbergen wollte, stieß er unseliger Weise wider den Laden. Das Rohr entglitt seiner Hand, rollte auf das Dachstück vor seinem Fenster und fiel mit gewaltigem Dröhnen mitten auf die Straße. Die gespenstergläubigen Nachtwächter flohen. Die Anderen brachen indessen in ein lautes Gelächter aus, und Einer, der zufällig neben dem Regenrohre gestanden hatte, rief: Hier, aus dem Rohr ist die Stimme herausgekommen!

Durch den Lärm wurde der Blechschmied geweckt, der nun den Laden öffnete und auf Befragen erklärte, er habe dem Schneider das Rohr vor etwa drei Tagen geliehen, wisse aber nicht, was er damit habe machen wollen.

Ehe noch die Polizei herbeigeeilt war, drangen die Nachtwächter ins Haus und erreichten des Schneiders Schlafgemach, das er nicht verschlossen hatte. Er war unter das Bett gekrochen. Sie zogen ihn an den Beinen heraus und überlieferten ihn der herbeigeeilten Polizei. Da beschwerte er sich denn weidlich, die Nachtwächter hätten ihn abscheulich durchgebläut; allein das war nicht zu beweisen, und er kam zunächst einmal in Arrest, erhielt aber dann eine angemessene, wohlverdiente Strafe. Der gute Peter Bummel vergaß seiner Frau die schnelle Nachricht zu bringen, die er ihr versprochen hatte, und empfing am andern Morgen eine gehörige Zurechtweisung, die ihn

um so mehr schmerzte, als ihn seine Collegen schonungslos verlacht hatten. Als der Schneider nach längerer Zeit aus dem Gefängnisse kam, hielt er es für gut, die Stadt zu verlassen, weil er sich fürchtete, mit den Nachtwächtern noch einmal zusammen zu kommen. Der Peter Bummel wurde aber fast jedes Mal, wenn er in die Wachtstube trat, gefragt: Nun, Peter, nichts Neues von Geistern und Gespenstern? — Lange Zeit ärgerte er sich darüber. Endlich wurde er klug, und antwortete allemal auf die Frage: Sie lassen Euch schön grüßen! Da hörte das Necken auf, und ist dem Peter Bummel so wenig mehr etwas passirt, als wohl der windige Schneider anderwärts ähnliche Possen versucht haben mag. So geht's allen Narren mit den Gespenstern! Merkt's!

---

14. Altes Gold.



Es ist eine recht häufige Erfahrung, und wir machen sie Alle, daß es unmöglich ist, es allen Leuten recht zu machen. Darum sagt auch das Sprüchwort: Wer Allen genügen kann, streiche mich aus und schreib' einen Andern an. Nämlich in der Reihe seiner guten Freunde; denn da sind nur zwei Wege, die das Sprüchwort auch bezeichnet, wenn es sagt: Allerwelts Freund, Jedermanns Narr! Und wenn Einer sich

dazu hergibt, so mag er mich gleich ausstreichen und einen Andern dafür anschreiben, der Lust hat, der Freund eines Allerweltsnarren, und was auf dasselbe hinauskommt, eines Einfaltspinsels, zu sein. Oder es sagt: Aller Freund, Keines Freund, oder auch so: Wer's Allen recht macht, muß ein Hexenmeister sein oder ein Spitzbube. Da es nun keine Hexenmeister in der Welt gibt, so bleibt eben nur das Letzte übrig, und da sag' ich denn sicherlich: Streich' mich aus und schreib' einen Andern an! Hüte dich vor Allerweltsfreunden! Das Sprüchwort ruht auf dem goldenen Boden der Erfahrung! Wolle aber auch ja nicht mit Allen so recht gut stehen! Sieh' das Wörtlein: „Alle" ist ein weiter Sack. Da stecken auch Strolche und Spitzbuben drin. Willst du auch mit denen Freundches spielen? Pfui! Nein, sieh' nach den Redlichen, den Gottesfürchtigen, den Treuen, denen genüge. Das kannst du eben nur, wenn du die Wege der Wahrheit, der Zucht, der Frömmigkeit und Redlichkeit gehst. Die führen dir auch die Herzen zu. Da hat die Freundschaft ein ehernes Fundament. Auf deinem Lebensgang aber sei vorsichtig. Das Sprüchwort sagt: Offene Augen sind der beste Wegweiser, und das ist wahrlich wahr! Hör' auf das Wort, sieh' auf die That und schau, wie das zusammen steht, sagt ein uraltes Sprüchwort. Darin liegt ächtes Gold. Stimmt Wort und That, dann kannst du vertrauen; aber wie steht's, wenn die Worte süß und glatt sind und die Thaten verworfen oder feindlich? Dann laß los die falsche Hand und geh' lieber alleine! — Es ist wohl wahr, was das Sprüchwort sagt: Ein Sack voll Gunst ist besser, als ein Sack voll Geld; aber nur nicht die Gunst erkaufen für ein gutes Gewissen. Da ist ein Bettelsack besser. Und gar die Gunst der Schlechten! Wer darum buhlt, dreht sich selbst den Strick, an dem er hängen muß. Oder gar die Gunst des großen Haufens? Da gilt's, Jedermanns Freund, Jedermanns Narr! Willst du die erlangen, dann kannst du's nur auf schlechten Wegen, und wieder sagt ein Sprüchwort: Wer Morgens von den Armen der Leute in die Höhe

gehoben wird, fällt am Mittage sicher herunter, denn dann gehen die Leute essen. Das will sagen: Sie halten dich so lange, als nicht ihr eigener Vortheil ins Spiel kommt; ist das, so hat ihre Gunst ein Ende. Merk's wohl!

15. Eine Anekdote.

Ein Mann, der ein bitterböses Weib hatte, ging in einen Tuchladen und kaufte sich Tuch zu einem Rock. Als er es heimbrachte, besah es die Frau, die immer meinte, sie treffe das Beste, und rief: Du wählst dir doch immer das Allermiserabelste aus und bezahlst es noch theuer dazu!

Leider hast du Recht, sagte der Mann, ich merke es schon, seit wir verheirathet sind!



16. Wie die Leute drauf kamen, Schuhe und Stiefel zu tragen, und was damit zusammenhängt.



Es gab eine Zeit, da liefen die Leute alle baarfuß, Alt und Jung, Groß und Klein.

Das war mir noch eine wohlfeile Zeit, sagt da der Gevatter, der wohl weiß, was der Pechvogel von Schuster im Jahr zieht für seine Buben und Mädchen.

Der Schmiedjacob, der gerne Nutzanwendungen macht, fällt ihm ins Wort und sagt: Gebt's lieber dem Pechvogel, als dem Apotheker, Ihr wißt schon, warum, und unterbrecht mir den Spinnstubenschreiber nicht. So etwas aus der Geschichte hör' ich gar gern und ich weiß Leute genug, denen es geht, wie mir.

Ich meine nur so, sagt der Gevatter, und will nicht unterbrechen, aber eine wohlfeile und gesegnete Zeit war's, meiner Treu! denn da hatten die Leute auch keine Krähen- oder Hühneraugen, wie ich, und Keiner wußte, wo ihn der Schuh drückte, wie ich es weiß.

Gebt Acht, Gevatter, erwiedert der Schmiedjacob, wenn der Spinnstubenschreiber wieder ans „alte Gold" kommt, so sagt er Euch über das Sprüchwort etwas, woran Ihr gar nicht denkt.

Soll geschehen, sag' ich drauf, und hebe wieder an: „Es gab eine Zeit, wo alle Welt baarfuß lief, und unsere Ureltern Adam und Eva und Viele nach ihnen liefen eben so herum und machten sich kein Kopfbrechen drüber, so wenig, wie unsre Bauernbuben und Mädchen, und in

manchen Gegenden von Deutschland die Jungfrauen und Frauen heutzutage, besonders in der Sommerszeit. Schuster gab's da freilich nicht und daher auch keine Krähenaugen, wie der Gevatter richtig bemerkt, und von denen weiß ich auch ein Liedlein zu singen, das aber nicht schön klingt.

Ihr wisset's, Asien war der erstbewohnte Welttheil, und es ist dort heiß und viel Sand, der im Sommer, in der glühenden Sonnenhitze, brennend heiß wird. Da ist's denn doch gewiß, daß den Leuten mit bloßen Füßen und Fußsohlen das Laufen auch keine Pläsir war. Auf den Kopf gefallen waren aber die Leute nicht, und sicherlich sannen sie bei Zeiten darauf, die Qual, auf dem heißen Sande zu gehen, los zu werden.

Das Allereinfachste lag ihnen sicherlich da am Nächsten, nämlich ein Brettlein unter den Fuß zu legen und es mit Baumbast an den Fuß festzubinden. Man nennt das Sandalen, und es ist ebenso sicher, daß dieser einfache Behelf gar lange Zeit den Leuten genug war. Noch zu Abraham's Zeiten war es so, wie aus I. Buch Mosis 14, Vers 23 erhellt, wo Abraham der Schuhriemen gedenkt, womit die Sohle angebunden war. Zu Zeiten des Moses und Josua scheint es aber schon Schuhe gegeben zu haben, die über den ganzen Fuß reichten, wie zu lesen ist: II. Buch Mosis 3, Vers 4 und Buch Josua 5, Vers 15, und Kapitel 9, Vers 5. Die konnten aber auch die Israeliten brauchen bei ihrem Zuge durch die Wüste, wo in den vierzig Jahren mehr als ein Paar verlaufen worden sein mag.

Ob diese Schuhe aber von Leder waren oder von anderm Zeuge, ist gar nicht zu sagen, da man nicht genau weiß, ob sie damals schon Leder gerben konnten.

Haben die Leute einmal etwas, so wird auch gleich Einer da sein, der's verbessert, und Hochmuth und Eitelkeit fordert dann gleich, daß es auch verschönert werde. Das ist dann so recht der Frauen Art. Das beweis' ich gleich; denn wenn Ihr das Buch Judith in Euerer Bibel aufschlagt, so findet Ihr's sonnenklar, daß die Judith so schöne Schuhe anhatte, daß der Holofernes davon ganz verblendet wurde. Schlagt nur auf: Judith, Kapitel 16, Vers 11. Ob aber Der, welcher die Schuhe erfand,

Boëthus oder Boëthius geheißen, wie ein Alter schreibt, der Plinius heißt, mag dahin gestellt bleiben. Ich glaub', daß man Den gar nicht namhaft machen kann, weil man an verschiedenen Orten drauf mag gekommen sein, und so nach und nach, und nicht auf einmal.

Anfangs trugen die Griechen auch nur Holzsohlen; als aber das Ledergerben erfunden war, da machten sie, und nach ihnen die Römer, sich Ledersohlen zurecht, die biegsamer und weicher waren, und es zuließen, ohne unangenehme Folgen weite Märsche zu machen.

In späteren Zeiten kam man darauf, die nackten Beine zu umwickeln, und da mögen Lederstreifen oder Stücke Felle dazu benutzt worden sein, wie es heutzutage noch die Ungarn oder Slavonier, Rothmäntel und wie das Volk dahinten herum heißt, machen, wie wir's an den Mausfallen- und Hechelkrämern sehen, die zu uns herauskommen.

Zuletzt fand man, daß man ja auch Stiefel machen könne; so flochten sich die Aegypter Stiefeln aus den Blättern der Papyrus-Pflanze, die Spanier aus Pfriemkraut. Unsere alten Deutschen waren unhöfliche und rauhborstige Gesellen, die es nicht so genau nahmen. Sie schnitzten sich Holzschuhe, wie man sie noch im Niederland, im Elsaß und in Lothringen sieht. Es ist ein prächtig Geklapper und das Schleichen hat ein Ende.

Die Römer waren in vieler Hinsicht gescheidte Leute. Die machten auch die Schuhe und Stiefel zweckmäßiger. Sie richteten ihr Schuhwerk nach dem verschiedenen Bedürfniß ein. Wenn sie im Hause herumgingen und schlenderten, trugen sie noch die alten, einfachen Sohlen von Leder, die mit Riemen festgebunden wurden, wie etwa heutzutage die Leute im Hause Pantoffeln tragen. Außer dem Hause trugen sie derbere Sohlen, die schon künstlich an den Fuß geschnürt wurden.

War das Wetter naß und die Gasse schmutzig, so trugen sie ziemlich hohe Schuhe, die den Fuß bis an die Knöchel bedeckten. Da kam schon wieder Hochmuth und Eitelkeit zum Vorschein; denn reiche und vornehme Leute trugen schon zierlich benähete und gesteppte Schuhe und sogar von Purpurleder. Anfänglich trugen nur die Könige

der Rom nicht fernen Landschaft Albanien solche Schuhe aus purpurrothem, weichem Leder, aber späterhin trugen sie auch die Vornehmen und Mächtigen in Rom. Noch Andere trugen Halbstiefel, und bald genug trugen sie wirkliche Stiefel, die bis zu den Waden reichten. Bei den Schauspielen der Römer, wo die Komödianten, die immer etwas Auffallendes und Extraes haben müssen, recht groß erscheinen wollten, trugen diese Stiefel mit hohen Absätzen. Narren gibt's überall und gab's zu allen Zeiten, in Rom, in den Städten und auch auf den Dörfern, wie Ihr wißt, und das Sprüchwort ist vollkommen wahr, daß zwar Eine Schwalbe keinen Sommer, aber Ein Narr Hundert Narren macht. So kam's denn auch in Rom auf, hohe Absätze an den Stiefeln zu tragen. Damit aber diese nicht zu schwer würden, machte man sie von Kork; Ihr kennt ja die leichten Stopfen und Stöpsel für die Butellen? Die sind von Kork, und solches Holz legte man in die Schuhe, um recht groß zu sein. Die Frauen machten's wieder am Ersten so, und die Männer machten's nach.

Dieser Brauch erhielt sich erstaunlich lange, und vor fünfzig, sechzig Jahren trugen unsere Mütter Absätzschuhe, die eine Handbreit Höhe hatten, und in vielen Gegenden tragen sie die Bauersleute noch alle so, das heißt die Frauen. Ich weiß es noch recht gut, wie die Alten räsonnirten, als am Rheine die Mädchen, die in der Stadt dienten, platte Schuhe zu tragen anfingen. Vor zwanzig Jahren trugen die Mannsleute Stiefel mit so hohen Absätzen, an denen noch gar Hufeisen waren, die gerade groß genug für Esel gewesen wären. Wenn so Einer über das Straßenpflaster ging, so klapperte das zum Tollwerden. Mancher kleine Mops wuchs dadurch um zwei Zoll, und da Jeder gerne die Nase hoch trägt, so hatte das schon etwas auf sich. Es möchte halt Jeder größer und mehr sein, als er ist; daher kommt es denn auch, daß in den Narrenhäusern eine Menge Leute sitzen, die Könige und Kaiser sind. Das kommt auch nicht vom blauen Nebel! —

Noch hatten die Römer eine Art von Stiefeln, die man eigens Soldatenstiefel nannte. Diese wurden, als

die Römer aus Frankreich und der Schweiz nach Deutschland kamen, auch den Deutschen bekannt, und mögen die erste Veranlassung gegeben haben, daß unsere Vorfahren ihr Baarfußgehen und ihre Holzschuhe ablegten, und diese bequemere und wärmere Fußbekleidung annahmen.

Es hat vielleicht in keinem Bekleidungsstücke des menschlichen Leibes größere Narrheit geherrscht, als in der Bekleidung der Füße. Da denkt Euch nur einmal, daß man vor etwa sieben hundert Jahren anfing, Schuhe zu tragen, die lange und spitze Schnäbel hatten, welche man aufwärts bog, wie sie etwa heute die Chinesen tragen. Je hochmüthiger Einer war, desto länger trug er die Schuhschnäbel, daran wurde nun noch allerlei gekünstelt. Man machte Vogelkrallen vorne dran, ja man hing an die aufwärts gebogene Spitze ein Schellchen. Solche Schellen trugen besonders die Fürsten und Herren. Das mag ein schönes Geklingel gewesen sein, wenn so Einer daherschritt. Denn nicht nur an den Schuhspitzen, auch an den Zipfeln des Wammses und Rockes hingen Schellen, so etwa, wie man heutzutage Schellen an die Schlittengäule hängt, damit, weil man das Kommen eines Schlittens kaum hört, Niemand umgefahren werde, es sei denn eine taube Ursel, die freilich auch ein Schlittengeläute kaum hört.

Mit solchen ungeheueren Schuhschnäbeln hieß es: Geh' behebt und vorsichtig! Denn das auf die Nase fallen war da keine Kunst, wohl aber war es Eine, wieder vernünftig auf die Beine zu kommen, wenn man etwa Gottes Erdboden geküßt hatte. Aus dieser Mode kommt auch das Sprüchwort: „Auf dem großen Fuße leben," weil die Länge und Größe des Schuhschnabels den Stand und Reichthum dessen, der ihn trug, verkündigte.

Solche tolle Tracht hatte in Frankreich angehoben, und währte dort schon gar lange, ehe sie nach Deutschland kam. Das geschah aber im vierzehnten Jahrhundert mit Macht. Die Deutschen haben leider immer, wie Affen, die Dummheiten der Franzosen nachgemacht, und in ihrer Einfalt Wunders geglaubt, was sie da Gescheidtes thäten. Das ist leider noch heute nicht besser. Es bildete sich ein gesetzmäßiges Verhältniß darin. Die Schnabelschuhe

einer fürstlichen Person durften zwei und einen halben Fuß lang sein; ein Freiherr durfte sie nur zwei Fuß lang tragen; die eines gewöhnlichen Edelmannes, so vom mausigen Landadel, hatten das Maaß von anderthalb Fuß. Wie arg man's trieb und wie toll die Leute mit den Schuhen waren, zeigt ein Gesetz des Rathes der Stadt Zürich in der Schweiz vom Jahr 1370, worin verboten wurde, die Schuhschnäbel so unförmlich groß zu tragen, daß man allerlei Sachen darin aufheben könne. Das war denn doch ein stark Stück, und gehört dazu die Mode, die in England im sechzehnten Jahrhunderte herrschte, die Hosen so weit zu machen, daß Einer sein ganzes Bett darin forttragen konnte, und das ist kein Mährlein! Es ist volle Wahrheit! —

Gegen so wahnsinnige Schnabelschuhe wurde von Geistlichen sogar gepredigt. Im Jahr 1460 schrieb der Stadtrath von Zürich den Schustern ein Maaß für die Schnabelschuhe vor, über das hinaus sie bei Strafe keine liefern, das heißt, machen durften. Wie grimmig die Geistlichen damals gegen die Schuhschnäbel waren, geht daraus hervor, daß der Bischof von Bamberg im Jahr 1470 den Rath der Stadt Nürnberg bewog, die Schnabelschuhe geradezu zu verbieten. Ob's anschlug, ist nicht gesagt. Man kann es sich denken, was auf die Verzierung dieser Schuhschnäbel verwendet wurde. Die Frauen ließen sie mit Gold und Silber, mit Stickereien, ja sogar mit kostbaren Perlen besetzen. Mitunter wurden die Schuhe weit ausgeschnitten, daß die Zehen heraus guckten, wo denn Ringe von Gold und mit Edelsteinen besetzt über die dünnen seidenen Strümpfe, die wahrscheinlich für die Zehen, wie die Handschuhe für die Finger, eigene Abtheilungen hatten, gesteckt wurden.

Der Hochmuth hatte sich nun einmal auf die Füße herabgesenkt, und noch zwei hundert Jahre später wurden durch Gesetze die allzu kostbaren Schuhe verboten.

Noch im Jahr 1667 wurde in Gotha verboten, daß bürgerliche Frauen kostbare Schuhe von weißer Seide und Sammt trügen; Dienstmägde und Bauernmädchen aber durften sich ein= für allemal in gesteppten oder gestickten Schuhen nicht sehen lassen. Es scheint denn doch, daß es

damals noch schlimmer mit dem Kleiderhochmuthe ging, als heutzutage, und es kommt Einem kurios vor, daß da Gesetze dagegen gegeben wurden. Uebrigens zeigt es doch auch die väterliche Sorgfalt der Obrigkeit für die Unterthanen. Heutzutage läßt man jedem Narren seine Kappe und seine Schuhe, wenn er nur nichts Unrechtes thut, und das ist am Ende doch das Beste Die Leute sind so vernünftig geworden, daß die Narrheit sich lächerlich macht und dann hat sie ihr Spiel verloren.

Schon frühzeitig gewöhnte man sich, auch mit Schnallen die Schuhe zu befestigen, statt der Bändel. In England trug man zuerst Schuhschnallen am Hofe König Carl's des Zweiten. Vom Hofe ging die Tracht auch in das Volk über. Zuerst trugen die Frauen die Schuhschnallen, dann ahmten sie die Männer nach. Im vorigen Jahrhunderte wurde die Tracht auch bei uns allgemein. Alle Welt trug Schnallen, die armen Leute von Zinn und Messing, die Reichen und Vornehmen von Silber und Gold.

Die Pantoffeln oder Hausschuhe stammen aus Griechenland und sind sehr alt. Sie wurden in späterer Zeit von feinem weichen Leder gemacht, namentlich aus Geisenleder, das man Saffian nennt. Woher der Name stammt, ist unbekannt. Das eben so feine Leder, das man sonst Corduan nannte, kam aus Cordova in Spanien und hatte daher seinen Namen. Heutzutage sticken sie die Pantoffeln auf Stramin oder häkeln sie.

In neuerer Zeit trägt man auch Ueberschuhe aus Gummi. Sie taugen aber wenig und sind wieder in Abnahme, denn wenn es Einer nicht versteht und will sie am Ofen wärmen, so fließen sie fort, wenn das Gummi heiß wird, und das ist doch schlimm.

Blickt man so über das hin, was ich Euch da erzählt, und was Alles wahr und geschichtlich ist, so möchte man fragen, gibt es denn etwas Nützliches, was die menschliche Narrheit nicht verpfuscht hätte? Ein Trost ist es, daß die Tollheit nicht mehr so ganz ausartet. Die Leute sind doch vernünftiger worden. Zwar machen sie die Schuhe und Stiefel bald spitz vornen, bald stumpf; aber das ist doch gewiß, die Mehrzahl will bequem gehen, und



das ist ein Riegel, der der Schuhnarrheit und ihrer Rückkehr vorgeschoben ist. Den Schustern aber möcht' ich das nur ans Herz legen, daß sie die Schuhe nicht zu enge machen, denn die Krähenaugen sollte man Schusteraugen heißen, weil sie allein die Schuld tragen, daß mancher arme Schelm so hundmäßig geplagt ist, und zu denen gehör' ich leider auch."

Der Gevatter kratzt sich hinterm Ohr und sagt: Ich weiß auch, wo mich der Schuh drückt, und wenns Wetter aus dem Trockenen ins Nasse fällt, mein' ich, ich müßt' in die Luft fahren! Und da ist kein andrer Mensch Schuld dran, als der Schusterpeter, der Pechvogel.

---

17. Altes Gold.



Der Schmiedjacob hat mich da an die sprüchwörtliche Redensart erinnert: „Ich weiß, wo mich der Schuh drückt," und ich darf dem Alten nichts schuldig bleiben. Ohne Zweifel ist sie von dem Druck enger Schuhe abgeleitet, und wird gewöhnlich gebraucht, um auszudrücken, daß man eben den Druck am Besten fühle oder auch im weiteren Sinne, daß Jedweder seine eigene Noth und bedrängte Lage am Genauesten kenne. Das ist aber eines Theils wahr, andern Theils nicht wahr. Freilich weißt du es, wenn Mangel im Hause herrscht; wenn Unfriede darin waltet; wenn Kummer auf deiner Seele lastet. Das sieht wohl der, der draußen steht, so genau nicht und kennt's also auch nicht genau, wo dich der Schuh drückt; aber Freund, wie oft weißt du es doch nicht, wo eigentlich der Schuh drückt! Wenn Mangel dich heimsucht, so kennst du ihn wohl in seiner traurigen Wirkung auf dich und die Deinen. Das ist indessen doch nicht eigentlich, was du das Schuhdrücken heißen solltest, sondern die Ursache des Mangels. Ist's Faulheit, die du dir zu Schulden kommen läßt in deinem Handwerk oder Berufe, was den Mangel erzeugt; ist's schlechte Haushaltung; ist's vielleicht dein Wirthshausgehen und Schöppleintrinken; ist's das Kartenspielen oder das noch schlimmere Herrenspielen? Gelt, daran denkst du nicht? Da, Freund, drückt dich der Schuh, und der Mangel ist

eben nur die Folge deiner eignen Schuld. Sieh' nach, wo dich der Schuh drückt und du lernst, was zu thun ist, damit der Schuh aufhöre, zu drücken. O da klagt so Mancher über schlechte Zeiten. Dem möchte ich zurufen, was in dem Psalme steht: Was murren denn die Leute so? Ein Jeder murre wider seine eigene Sünde!

Du klagst über Hausstreit und sagst: Ich weiß, wo mich der Schuh drückt! Beim Streite sind allemal Zweie. Schiebst du die Schuld auf deine Frau, ei, so bist du freilich schnell fertig; aber ich denke da an des Herrn Wort, an das vom Splitter und Balken. Ist vielleicht so, daß du den Splitter in deines Weibes Auge siehst, aber nicht den Balken im eigenen? Kann die Frau schweigen, wenn sie mit den Kindern darbt und du sitzest im Wirthshaus und verprassest in einer Stunde, was Euch alle, dich, dein Weib und deine Kinder, in einer ganzen Woche ernähren könnte? Nein, wenn sie schwiege, müßten die Steine reden! Da verdrießt dich denn jedes Wort, was sie tadelnd spricht und dir nicht gefällt. Du willst, sie soll dir entgegenlächeln, wenn du um Zwölf oder Eins halb taumelnd heimkommst. Da gibt Ein Wort das Andere und der Hader ist da, der Allen Segen fortscheucht. Du weißt nicht, wo dich der Schuh drückt; ich will dir's sagen: in deiner Liederlichkeit sitzt's. Werde ein gesitteter, braver, rechtschaffener Mann, ein treuer Gatte und Vater, der mit allen Kräften für die Seinigen sorgt, die ihm Gott anvertraut hat, und der Hader endet. Sieh', da drückt dich der Schuh, und eine rechtschaffene Buße und Besserung hebt den argen Druck auf!

Noth und Kummer kommen über dich. Du sagst, ich weiß, wo mich der Schuh drückt; aber du setzest vermessen hinzu: Wo hab' ich doch das verdient? O du Blinder, murre wider deine Sünden! Du hast das und viel tausendmal mehr verdient durch deine Sünden, die du dir verbirgst. Zieh 'mal den Schleier weg! Geh' einmal mit dir selber ins Gericht. Prüfe einmal dein eigen Herz. Ach, was wirst du da viel' Plätze finden, wo dich der Schuh drückt; da bessere dich von Grund aus und das Schuhdrücken hört auf.

---

18. Zwei Collegen.

Ein kleines, dürres Jüdchen, das ein Bauernschächter war, wie's wenige gibt, und Viehhandel trieb, hatte heimlich einen Gerichtsvollzieher, der auch den armen Bauern ohne Barmherzigkeit das Fell abzog, auf dem Strich, weil das Affromche meinte, der Gerichtsvollzieher habe einem Bauern eine Hinterthüre gezeigt, wodurch er in einem Proceß ihm entschlüpft war. Soviel war gewiß, der Eine war ein Strolch, und der Andere ein Schelm. An einem heißen Sommertage, wo dicker Staub auf der Landstraße lag, geht das Jüdchen daher und die Sohlen brennen es, die Hitze drückt's schier zu Boden. Da hört es den Hufschlag eines Pferdes. Sich umsehen und den Gerichtsvollzieher erkennen, ist Eins. Wart'! denkt Affrom, dich will ich 'mal ärgern.

Als der Gerichtsvollzieher zu ihm kommt, zieht Affrom seine Mütze, bückt sich tief und sagt: Gut'n Tag, Herr Colleg!

Der Gerichtsvollzieher war mord hochmüthig, weil er sich ein hübsches Sümmchen schon zusammengeschröpft hatte; daß der Jude ihn College hieß, ärgerte ihn. Wie magst du mich College zu heißen so frech sein? rief der Geärgerte.

Mai, sagte der Jude, Sie schächte die Bauern und ich aach; sein mer denn do nit College? —

Das fuhr dem Gerichtsvollzieher wie Galle in den Hals; aber er verdiente viel durch die Processe des Juden, und wenn er ihn beleidigte, so vertrug er ihm die Kundschaft, da noch ein anderer Gerichtsvollzieher in der Stadt wohnte. Er zwang sich also zu lachen und sagte: Du bist doch ein rechter Schalk!

Mai, sagte der Jud, Sie reite und ich geh'; wär's nicht schöner, wenn die zwa College käme zu reite mit einander?

O, das ist mir ganz recht, sagte der Gerichtsvollzieher, der schnell einen Plan ausgeheckt hatte; du mußt dich aber hinter mich setzen.

Bei dem Juden regte sich die Begierde, bequem und schnell vom Wege zu kommen, und er denkt: Das kannst

du ja thun, und spricht: Nun, so reite Sie mir gefälligst da an die Ruhbank, so bin ich so frech, und steige auf! — Das that der Gerichtsvollzieher und bald sitzt der Jude hinter ihm. Er läßt nun das Pferd traben und rückt immer weiter nach hinten. Dadurch wird der Jude zurückgedrängt und sieht, daß er herabfallen muß.

Au weih geschriee! ruft er aus, Herr Colleg, der Gaul ist all!

Ah was, sagt der Gerichtsvollzieher, thut, als wenn er vorwärts rutschen wolle, und gibt dadurch dem Juden einen Ruck, daß er, trotz seines Festhaltens am Rocke seines Vordermannes, hinabpurzelt und die Arme in die Luft streckt.

Herr Colleg, Herr Colleg, schreit der Jude im rasendsten Zorne, da haben Sie Ihr Trinkgeld! Und wirft dem Reiter einen Stein in die Rippen, daß dieser vor Schmerz laut aufschreit.

Wart' Spitzbube, ruft er, nun sollst du auch ein Trinkgeld haben! Dreht sein Pferd um und will dem Juden mit der Reitpeitsche Eins überhauen. Dieser aber weicht geschickt aus und gibt dem Pferde Eins, daß das sich bäumt und den Gerichtsvollzieher, der sich dessen nicht versieht, abwirft.

Hiß! Hiß! schreit der Jude, und das Pferd rennt wie toll davon.

Jetzt hebt sich der Gerichtsvollzieher aus dem Staub und hält fluchend seine Hüfte. Da tritt der Jude zu ihm vorsichtig heran, hebt die Reitpeitsche auf und zieht sich eben so vorsichtig wieder zurück und sagt: Herr Colleg, sind mer erst zusamme geritte, und zusamme erunter gefalle, so wolle mer jetzt den Staub zusamme abschüttele und fein, wie College, zu Fuß heimgehn, und ich trage Ihr Reitpeitschche ä Weilche, weil's Ihne zu schwer iß. Nix vor ungut, Herr Colleg! Damit macht er sich davon und der College hinkt fluchend hinter ihm drein.

Da fragt sich's, welcher der Collegen war der Geprellte? Welcher der Ehrenwertheste? —

19. Der Krakeeler.



Es ist eine eigene Sache, hob eines Abends auf Aller Bitten der Schmiedjacob zu erzählen an, daß manchmal der Anblick eines Menschen wie ein Räthsel vor Einem dasteht. Man fühlt, daß da etwas Verborgenes, Geheimes liegt, und man muß den Menschen immer wieder darauf ansehen, ohne daß man eigentlich sagen könnte, warum. Gibt man nun genauer auf ihn und sich selber Acht, so ist doch meist etwas Auffallendes, Sonderbares in seinem Wesen, der Grund der Neugierde, die gerne dahinter kommen möchte, warum er dies Auffallende an sich habe.

Das ist mir einmal in dem Dorf am Donnersberge so ergangen, von dem ich Euch da vornen erzählt habe. Wenn man aus der Hintergasse, rechts herum nach der Kirche gehen wollte, so fiel Einem das Eckhaus auf, ein recht stattliches, geräumiges Bauernhaus, dessen Gefachspiegel weiß, die Balken dunkelroth mit schwarzen Einfaßstreifen angestrichen waren. Hof und Scheuer nahmen einen weiten Raum ein, und überall that es sich kund, hier wohne ein reicher, dicker Bauer. Und doch wohnte in dem Haus ein einzelner, ein lediger Mann, der einen Knecht und eine alte Magd hatte, und so zurückgezogen und stille lebte, daß man ihn nirgends in einer Gesellschaft sah.

Dieser Mann war es, der mir gleich Anfangs, als ich herkam, ungemein auffiel. Ich will Euch aber auch nur gleich sagen, warum. Es war ein großer, schöner Mann von etwa vierzig Jahren, der zu den Reichsten zu zählen war, aber sein schönes Gesicht war bleich, wie das eines Todten; sein Haar weiß, wie frischgefallener Schnee.



Nie hab' ich ihn lächeln sehen; der düsterste, schmerzlichste Ausdruck lag in seinem Gesicht. Er sprach nur so viel, als unumgänglich nöthig war, und jeder Versuch, ihm etwas herauszulocken, war umsonst.

Der war so ein Räthsel und, ich will's ehrlich gestehen, ich hätte wohl wissen mögen, was für Schicksale dieser Mann erlebt hatte, die ihn zu Dem gemacht, was er nun war. —

Eines Tages war er länger bei mir in der Schmiede gewesen, weil er einen neuen Wagen hatte beschlagen lassen. Da machte er erst recht wieder meine Neugierde rege. Sonntags saß ich wieder beim Großvater auf der Bank im Garten. Da fiel mir der weiße Peter wieder ein, wie sie ihn nannten, nicht weil er etwa mit seinem Geschlechtsnamen: Weiß geheißen hätte, sondern weil er so schneeweißes Haar hatte, und doch noch so jung war.

Großvater, hob ich an, was hat es doch mit dem „weißen Peter" auf sich? Der Mann muß schwere Schicksale gehabt haben, weil er schon so grau und doch

noch so jung ist, und weil er immer so gesenkten Hauptes einhergeht und mit Niemandem redet?

Ach ja, sagte der Greis, mit dem hat es freilich eine absonderliche Bewandtniß, und es ist eben keine fröhliche Geschichte, die ich dir da erzählen will. Item, du bist noch ein junger Kerl, und ich denke, es schadet Keinem etwas, wenn er lernt, und an einem Beispiele von so auffälliger Art lernt, wie nöthig es sei, überall und immer Herr seiner selber zu bleiben. Du bist auch auf einem Dorfe jung geworden, Jacob, fuhr der Greis fort, und weißt, so gut wie ich, wie es dort zugeht, besonders unter dem Jungvolk.

Es gehört da oft dazu, um sich angesehen zu machen, daß man ein rechter Schmisser ist, ein rechter Krakeeler, der sich nichts gefallen läßt, alle Welt utzt und narrt, Jedem über die Nase fährt und seine Gründe mit zwei kernhaften Fäusten zu bekräftigen allzeit bei der Hand ist.

Ich glaube, es gibt kein Dorf, das nicht solche Vögel herbergt. Genauer besehen, wirst du gefunden haben, daß das niemals arme Bursche sind, sondern Reiche, die in dem Wissen um ihr Geld und Gut schon den Uebermuth und das Recht zu tragen glauben, nach Niemandem zu fragen, und keinem Andern es zugestehen, Das, was sie zu thun Lust tragen, zu tadeln.

Hat nun so ein Raufer, so ein Eigenherrchen einen Pick auf einen Andern, so verspart er's auf die Kirchweih. Da muß geprügelt und geklopft werden, denn da trinkt er sich erst Frechheit und Kurasche an; dann wird's ausgemacht — und eine Kirchweih ohne Schmisse wäre ja eine unerhörte Geschichte.

Was da der Großvater sagte, war so richtig und wahr, daß ich es nur bestätigen konnte, und auch hier haben wir ganz Dasselbe alle Jahr vor Augen, sprach der Schmiedjacob und fuhr dann in seiner Erzählung fort: Der Großvater meinte, er müsse Das so vorausschicken, weil's eigentlich der Grund und Boden sei für die Mittheilung über den „weißen Peter.“ Siehst du, fuhr er dann fort, in dem Hause, wo nun der Peter wohnt, wohnte damals sein Vater, der unstreitig der Hochmüthigste und Hoffärtigste im Dorfe war. Er hatte nur den Einen

Sohn, und dem Einzigen Bübchen war eben Alles erlaubt. Der Alte war in seiner Jugend auch so ein Erzkrakeeler gewesen, und da lernte es denn das Peterchen von keinem Pfuscher. Alle stillen, braven Jungbursche mieden seine Gesellschaft, und er gewann eben nur Anhang bei rohen Gesellen oder solchen, die sich von ihm die Gurgel schwenken ließen, und solcher Schmachtlappen gibt's ja überall genug. Diese Rotte, es waren ihrer etwa vier, fünfe — stellte alle Malefizstreiche im Dorf an; machte Nachts bis eilf, zwölf Uhr Rumor, daß ehrliche Leute nicht schlafen konnten, und verfolgten namentlich die ordentlichen Bursche überall, um sie zu reizen. Brachen sie in eine Spinnstube, so war's mit der Arbeit aus, denn die Mädchen, und was unerhört war, sogar die jungen Weiber, hatten keine Ruhe, und wenn ein Alter einmal drein fuhr, waren sie im Stand, ihn aus dem Fundament auszulachen. Der Anführer, Anstifter und Vorderste war da immer der Peter, und der Alte freute sich seines Jüngelchens und meinte, wenn ihm einmal Einer über seine schlechte Zucht die Leber schleimte, die Jugend müsse toben; die Aergsten würden gerade als Männer die Besten. Du kannst dir denken, Jacob, daß das für den Peter Öl auf die Ampel war. — Einen Schatz hatte er im Dorfe nicht; aber wußte er, wo ein braver Bursch einen hatte, da ging er gewiß hin und löffelte an dem Mädchen herum. War es dumm und meinte, es sei dem Peter Ernst, und ließ seinen Schatz laufen, so lachte er es aus und ließ es sitzen.

Ei, warum waren denn die Mädchen so einfältig, da sie ihn doch kannten? sagte ich.

Jacob, sprach der Großvater, du weißt, die Weiber sind gebrechliche Wesen. Jede meinte, bei **ihr** sei es ihm doch einmal Ernst, und du mußt denken, er war ein einzig Kind und Einer der Reichsten im Orte; daß er aber auch sonst Eigenschaften hatte, einem Mädel den Kopf schief zu setzen, wenn er Süßholz raspelte, kannst du ihm noch heute ansehen. Er war der schönste Bursch im Dorfe.

Nun wohnte drüben am Pförtchen eine arme Wittwe, die Reiberin; die hatte einen Sohn, der Andres hieß. Er ernährte seine alte Mutter mit seiner Hände Arbeit, denn

er war ein geschickter Weber, ein Gebildweber, wie es weit und breit keinen gab. Alle Stadtleute ließen bei ihm Damast weben und bezahlten ihn sehr gut. Der Andres war das Muster eines braven Jungen, der mit dem Peter gar nichts mochte zu thun haben, und ihm nirgends in den Weg kam. Dennoch neckte und hänselte er ihn, wo er konnte. Sich aber doch zu hart an ihn zu machen, wagte der Peter nicht, denn Andres war fürchterlich stark, und ich glaube, er hätte den Peter, so groß und stark er auch war, in die Luft geworfen und wie einen Ball wieder aufgefangen.

Jedermann hatte den stillen, fleißigen Andres lieb, während kein Mensch den Peter leiden mochte, der nur herumstolzirte mit der silbernen Kette an der Uhr und mit dem dicken Meerschaumkopfe mit Silber beschlagen, und die Leute ärgerte.

An dem Andres hätte er sich gar gern einmal reiben mögen, wenn er eben nur gewußt hätte, wie er es anfangen sollte.

Nun hatte der Andres Reiber ein Mädchen lieb, eben so brav, aber auch so arm, wie er. Stinchen hieß das Mädchen. Es war des Wagnerjacob's Tochter, der droben hinter der Schule wohnt. Das Stinchen war unstreitig das schönste Mädchen im Orte. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie lieblich und sittig es war. Die Zweie hatten sich von Kindesbeinen an von Herzen lieb, und der ehrliche Andres dachte nun alles Ernstes daran, sein Stinchen zu heirathen. Da merkte er, daß der Peter Miene machte, ihm ins Gehege zu gehen.

Wunderbarlich war's, daß es dießmal dem Peter auch Ernst war. Das herzige Mädchen gefiel ihm so sehr, daß er, ohne daß es freilich sein Vater ahnete, dem Mädchen zu Gefallen ging, und den Andres auszustechen suchte. Da hatte er sich nun verrechnet. Das Stinchen war so einfältig nicht, sich von ihm bethören zu lassen, und fand auch nicht den mindesten Gefallen an ihm. Es wies ihn zurück, wo er in seine Nähe kam, und als er endlich alles Ernstes freite, da bekam er einen Korb von dicken, derben Weiden. Das drückte ihn und traf seinen Hochmuth unendlich hart. Er war lange Zeit gar nicht

mehr der Mensch, wie sonst; allein er ermannte sich wieder. Die Liebe zu dem schönen Stinchen wandelte sich in Haß um, der sich nun mit aller Macht auf Andres warf, weil der ihm doch bei Stinchen ganz allein im Wege stand. Wo sich eine Gelegenheit gab, verspottete und verhöhnte er ihn aufs Bitterste.

Andres schwieg dazu und ließ ihn gehen. Das ergrimmte den Peter nur mehr, und brachte ihn am Ende auf die Meinung, der Andres sei feig und fürchte sich vor ihm.

Einst traf es sich, daß sie Sonntags Nachmittags einmal zusammenkamen, wo dann der Peter, da auch die Mädchen dabei waren, das Stinchen auf alle Weise beleidigte.

Da sprang Andres auf und sagte: Wenn du Tagedieb über mich räsonnirst und schimpfst, so hab' ich das stille hingehen lassen, weil ein Mensch, wie du, einem ehrlichen Burschen die Ehre nicht abschneiden kann, daß du aber das Mädchen beleidigst, das ist ein Schuftenstreich; schweig', sag' ich dir, oder ich mache dich schweigen.

Wie ein Tiger schoß der Peter auf Andres und faßte ihn bei der Gurgel. Er war gräßlich anzusehen, denn seine Augen waren vor den Kopf getreten und glühten in dunklem Zornfeuer, und vor seinem Munde war Schaum, wie bei einem wüthenden Hund.

Andres faßte seine Hand mit solcher Gewalt, daß der Peter laut schrie vor Schmerz; dann gab er ihm eine so entsetzlich klatschende Ohrfeige, daß Peter eine Minute lang völlig toll war und taumelte.

Damit war's aber nicht zu Ende. Zwei Spießgesellen des Peter fielen über ihn her, um ihn tüchtig zu treffen; doch sie flogen, wie Spreu, der Eine hierhin auf die Wiese, der Andre dorthin.

Die übrigen Bursche lachten laut auf. Die Zweie hatten satt, aber das Lachen steigerte die Wuth des hochmüthigen Peter so, daß er sich aufs Neue, als er sich erholt hatte, auf den Andres stürzte, der zum Ringen gerüstet dastand.

Peter war blind vor Wuth, als er den stämmigen Andres anfiel. Der sah seinen Vortheil, unterlief ihn, faßte ihn dann um den Leib, hob ihn in die Höhe und

warf ihn mit solcher Wucht auf die Wiese, daß er betäubt eine Weile regungslos liegen blieb.

Die Mädchen waren fortgelaufen, und die übrigen Burschen mischten sich nun in den Streit, und legten ihn, wie es schien, äußerlich bei; aber wer den Peter kannte, sagte, dabei bleibt's nun nicht. Laßt nur die Kirchweih kommen, dann erleben wir Spektakel.

Peter wich fortan dem Andres, dessen Muskelkraft er nun kennen gelernt hatte, wohlweislich aus; aber die Leute hatten Recht. Der wüthendste Haß gohr in seinem Herzen, und er schmiedete einen Plan der Rache über den andern. Da er aber den Muth nicht mehr hatte, es allein und mit Wenigen gegen den Andres aufzunehmen, so warb er sich alle seine Genossen zu Helfern, um am Kirchweihfeste die Sache ordentlich auszumachen, und den armseligen Leinweber einmal so zu treffen, daß er an sie denken solle. Der Andres wußte das wohl, aber es kümmerte ihn nicht im Geringsten. Er konnte darauf rechnen, daß alle ordentlichen Leute auf seiner Seite standen, wenn die Uebermacht über ihn käme.

Stinchen, das nichts Gutes ahnete, bat ihn um Alles in der Welt, nicht zur Musik zu gehen; sie wollte ja gerne auf das Vergnügen des Tanzes verzichten; aber Andres that es nicht. Soll ich mich durch den Strolch um meine und deine Freude bringen lassen? sagte er. Nein, er soll mich finden, wenn er es wagt, an mich zu gehen!

So kam die Kirchweih, und Abends, als schon der Tanz wirbelte, und der Wein in die Köpfe zu steigen begann, trat Andres mit seinem schönen Stinchen in den Tanzsaal.

Wer die Augen des Peter und seiner Helfershelfer angesehen, konnte aus dem Zwinkern und Blinzeln wahrnehmen, daß etwas verabredet war, und ein Trupp Bursche und junge Männer hatten sich vereinigt, jedem Streit entgegenzutreten und ihn wo möglich zu verhindern.

Einige Tänze gingen ohne Störung vorüber, und die Leute dachten, es bliebe ruhig. Da begann die Musik aufs Neue, und Andres begann arglos mit seinem Stinchen zu tanzen. Da stellte der Peter ihm ein Bein und Andres fiel mit seinem Mädchen unter dem brausenden Hohngelächter Peter's und seiner Gesellen in den Saal.

Das war doch zu viel für den Andres. Er raffte sich auf und faßte den Peter und schleuderte ihn zur Erde, daß noch zwei der Gesellen mit ihm stürzten. Das war das Zeichen!

Nun warfen sich Alle auf ihn. Der Andres arbeitete wie ein Riese unter den Kerlen, und sie stürzten wie die Schneeflocken.



Die jungen Männer und übrigen Bursche mischten sich drein und wehrten ab. Der Peter aber hatte sich aufgerafft, hatte eine Weinflasche ergriffen, sich hinter den Andres gemacht und ihm die Flasche mit solcher Macht auf den Kopf geschlagen, daß er blutend zusammenstürzte.

Jetzt stürzte Alles herbei; aber es war zu spät. Die Glasscherben waren in das Gehirn gedrungen, der gute Andres war in wenigen Minuten eine Leiche.

Als es Peter sah, rief er, teuflisch auflachend, das war für die Ohrfeige auf der Wiese!

Du kannst dir den Schrecken und Jammer vorstellen, Jacob, sagte der Großvater.

Das Stinchen lag neben ihm an der Erde in einer todtähnlichen Ohnmacht; aber erst die alte arme Mutter! Jacob, ich half ihn heimtragen. Etwas Ähnliches hab' ich nie wieder erlebt, und Gott behüte mich, daß ich etwas der Art wieder erleben sollte.

Der ganze Ort war in Trauer und Jammer; aber was den Haß auf den Peter noch erhöhte — war das, daß er forttanzte, als wär' nichts geschehen.

Der Ortsvorstand hatte indessen schnell Nachricht in die Stadt gesendet. Die Herren, der Richter, Bürgermeister und Doctor kamen sogleich, und Peter wurde sofort verhaftet und nach der Stadt fortgeführt.

Der Eindruck auf Peter's hochmüthigen Vater war kein tiefer. Er scheute sich nicht, es auszusprechen, daß es eine silberne Säge gäbe, die alle Fesseln zerschneide, und einen goldenen Hammer, der Kerkermauern breche. Daß er damit auf die Wirkung seines Geldes hinwies, war leicht zu verstehen. Der Unwille gegen ihn war so groß, daß er sich nirgends durfte sehen lassen.

Das Begräbniß des armen Andres war wahrhaft erschütternd. Der Pfarrer hielt eine mächtige Rede, worin er nachwies, daß der Mangel an Gottesfurcht immer und überall solche Früchte trage, und dazu hatte er vollen Grund, denn Peter wie sein Vater gingen selten in eine Kirche; im Hause herrschte Fluchen und Schelten, aber das Gebet hatte keine Stätte. Die Warnungen, die der Pfarrer aussprach, gingen so tief in die Herzen hinein, daß von da an Mancher in sich ging, besonders von den

Spießgesellen Peter's. Die Beklagenswerthesten aber waren Stinchen und die Mutter. Wie zwei Leichen wankten sie hinter dem Sarge her, und als das Grab zugeschaufelt wurde, da war der tiefe Schmerz so groß, daß alle Anwesende in lautes Weinen ausbrachen. Ich dachte, wir würden Beide bald begraben; aber die Frauenherzen haben meist mehr ausdauernde Kraft, als die der Männer. Freilich kehrten auf Stinchen's Wangen keine Rosen mehr zurück, und als ihre Eltern starben, zog sie ganz zu der unglücklichen Mutter und suchte ihr den geliebten Sohn zu ersetzen. Sie lebten, in Liebe verbunden, stille dahin, und Stinchen schlug beharrlich jede Freierei ab. Sie wollte ihrem Andres die Treue bis ins Grab bewahren. —

Mit dem Peter ging es den langsamen Gang des gerichtlichen Verfahrens. Die Assisen waren damals in Mainz, und er saß fast ein halbes Jahr in strenger Haft. Nur einmal war sein Vater bei ihm; aber die Unterredung mußte herzergreifend gewesen sein, denn der Uebermuth des Alten war im innersten Marke gebrochen. Was ihm der Sohn gesagt, ist nie bekannt geworden; allein die Umänderung seines Wesens und Thuns war zu auffallend, als daß man nicht hätte annehmen müssen, in jener Zusammenkunft mit seinem Sohne liege der alleinige Grund. Er ging in die Kirche von da an; man sah ihn Sonntags nie mehr im Wirthshause, sondern er saß alleine zu Hause am Gebetbuch; er zankte, haselirte und fluchte nicht mehr — kurz, er war ein andrer Mensch geworden. In Einem Falle trat das am Auffallendsten hervor. Die Mutter des Andres schuldete noch auf ihr Häuschen an einen Hypothekengläubiger vier hundert Gulden, und der Mensch wurde dringlich gegen die arme gebeugte Frau. Als das ruchbar geworden war, kam eines Tages die Quittung über die Summe sammt den Zinsen an die Frau, und kein Mensch erfuhr, wer's bezahlt hatte; allein ebenso wenig zweifelte Jemand daran, daß es der Vater Peter's bezahlt habe. Das söhnte die Leute wieder mit ihm aus, und es gesellte sich das Mitleid mit ihm doch auch hinzu, denn man sah, wie ihm das Schicksal seines Sohnes zu Herzen ging, und wie er schnell alterte, und zwar von innen heraus.

Aber, Großvater, wie ging's denn mit dem Peter? — fragte ich.

Laß mir eben zur Zeit, sagte er darauf, und fuhr nach kurzer Unterbrechung fort: Du magst dir denken, Jacob, daß eine Menge Zeugen abgehört wurden. Nicht nur alle Leute, die damals auf dem Tanzboden waren, wurden verhört, sondern noch eine Menge außerdem, welche es bestätigten, daß Peter ein Krakeeler, ein Raufer und Händelsucher gewesen sei, und daß Andres ihn niemals gereizt habe. Das Alles brach ihm, wie wir sagen, den Hals. Vor den Assisen zu Mainz kam die Sache vor. Sein Advocat wußte besonders hervorzuheben, daß er Stinchen lieb gehabt, und die That eine Frucht der wildesten Eifersucht gewesen. So fiel denn das Urtheil ungemein milde aus, und nur eine Reihe von Jahren enger Haft war das Ergebniß, und die Tragung sämmtlicher Kosten, die freilich sehr hoch waren, aber dennoch den Vater Peter's noch nicht zum armen Manne machten.

Ihr habt mir wohl nun das Ende der Geschichte so weit erzählt, sagte ich, allein es bleiben mir dennoch Dinge dunkel, die ich wohl kennen möchte; besonders das, was im Gefängnisse vorfiel.

Du verlangst da Dinge zu erfahren, versetzte der Großvater, die in dem Innern des Menschen vorgehen, und die allein Der kennt, welcher Herz und Nieren prüft, und durch die Wirkungen seiner Gnade und Allmacht das Herz in der Brust umwendet. Was aber einem menschlichen Auge und Ohr erreichbar gewesen ist, das kann ich dir wohl erzählen. Der Gefängnißwärter zu Mainz und der in der Stadt sind Brüder gewesen, und der Ölmüller drunten im Thale, der meines Sohnes Pathe und also mein Gevattermann gewesen ist, war ihr Schwager. Damals sprach man hierherum fast von nichts Anderem, als von dieser erschrecklichen Geschichte, und du kannst dir vorstellen, daß, wenn wir zusammenkamen, wir eben auch nichts Anderes plauderten.

Da hörte ich denn, daß der Alte seinen Sohn besucht habe im Gefängniß und fast zu Boden gesunken sei bei seinem Anblicke. Von der Qual des Gewissens gefoltert,

war der Peter ganz tiefsinnig geworden. Sein rabenschwarzes Haar war in wenigen Wochen schneeweiß geworden, und alle frische Lebensfarbe aus seinem Gesichte, so daß er ausgesehen wie eine Leiche. Er habe den Vater angestarrt wie ein Irrsinniger, und ihn erst gar nicht erkannt. Als er ihn endlich aber erkannt, habe er ihm gesagt, er, der Vater, trage die Schuld des Mordes des unglücklichen Andres zur Hälfte; denn er habe ihn, den Peter, aufwachsen lassen wie eine Brennnessel; er habe keine Gottesfurcht in seine Seele gepflanzt; habe ihn nicht zum Guten angehalten, wohl aber Hochmuth und Uebermuth ihm eingepflanzt, und ihn belobt, wenn er alle Welt geärgert und überall Hader und Streit angefangen. Nun sähe er die Frucht seiner Kinderzucht; sein Sohn ein Mörder, sein Namen mit Fluch und Schmach belastet, und seine Seele verdammt, denn der Hingemordete sei



vor Gott sein Ankläger, und Abel's Blut schreie um Rache zum Himmel; das unglückliche Stinchen und die arme Mutter stünden da als ihre Ankläger, und ihr Elend mehre seine schreckliche Schuld. Bei diesen Reden sei er immer wilder geworden, und zuletzt in einen Zustand gerathen, der völlige Raserei geworden sei. Er habe sein Haar gerauft und geschrieen: Ich bin verdammt, ewiglich verdammt, ohne Hoffnung der Gnade und Erbarmung! Und in dieser schrecklichen Raserei habe er einen furchtbaren Fluch über seinen Vater ausgesprochen.

Endlich sei der Alte herausgetaumelt, wie ein Rasender selber, und sei fortgetaumelt, ohne daß er es gewagt habe, einen Menschen anzusehen.

Daraus läßt sich erklären, wie der Alte so plötzlich umgewandelt wurde. Das Strafgericht Gottes hatte seine Seele ereilt und ergriffen.

Der arme Peter soll entsetzlich gelitten haben, bis ein braver Geistlicher zu ihm kam, der soll seine Seele auf den Weg der Buße geführt haben, wo denn am Ende der Hoffnungsstrahl der Gnade Gottes in Jesu Christo in seine Seele gedrungen sei, und wieder der Friede Wurzel geschlagen habe. Sein Vater lebte fortan einsam und still; aber das muß ich ihm nachsagen, er wurde ein Wohlthäter der Armen und Bedrängten; er wurde ein Christ, was er nie gewesen war, und die Wohlthaten, welche von unbekannter Hand der armen Mutter Andres' zuflossen, kamen ohne Zweifel von ihm, obwohl er es so heimlich zu machen wußte, daß kein Mensch dahinter kommen konnte. Kummer und Gram nagte an seiner Seele, und in demselbigen Jahr, in welchem Peter's Gefangenschaft endete, ist er gestorben.

Des Andres Mutter überlebte ihn. Stinchen wohnte als treue Tochter bei der alten Frau und pflegte sie mit kindlicher Liebe. Stinchen war arm, und es wäre ihnen wohl schlimm gegangen, wenn nicht, wie ich dir schon gesagt, gar oft Gaben von unbekannter Hand ihnen zugeflossen wären.

Endlich kam Peter wieder.

Allmächtiger Gott, wie war der Mensch verändert! Die meisten Leute kannten ihn nicht mehr. Sein Haar war schneeweiß, sein Gesicht leichenblaß.

Es soll ein herzzerreißender Augenblick gewesen sein, als er gleich am andern Tage nach seiner Ankunft zu Andres' Mutter kam. Er warf sich weinend auf seine Kniee vor den beiden Frauen, und flehte um Vergebung wegen seiner Schuld



Man mag es sich denken, wie es der Mutter und Stinchen war; aber sein Flehen soll so beweglich, so herzergreifend gewesen sein, daß am Ende Beide, dennoch überwältigt, ihm vergeben hätten. Ach, da habe er mit dem Haupt auf der Erde gelegen und seine Thränen seien ordentlich, wie ein kleines Bächlein, auf dem Stubenboden geflossen!

Er ließ nun einen Notär kommen, und setzte einen Schenkungsact auf, wodurch er die Hälfte seiner Güter der Mutter Andres' übergab, und nach ihrem Ableben dem Stinchen. Die wollten es nicht nehmen, aber er flehte so lange um Gottes Willen, bis sie es endlich thaten. Von da an lebte er so still und einsam, wie heute noch, und wahrhaftig! seine Buße ist ächt und tief.

Andres' Mutter starb bald darauf, und das Stinchen ist auch nicht alt geworden. Vor drei Jahren hat es Gott auch erlöst.

Nun kannst du oft den „weißen Peter," wie er, seitdem er das schneeweiße Haar hat, heißt, alleine auf dem Kirchhofe sehen. Er sitzt dann auf des Andres Grab und weint heiße Thränen.



Der Großvater schwieg eine Weile, und mir war's auch nicht ums Reden.

Siehst du, Jacob, hob er dann wieder an, das sind die Folgen des Krakeelens und der Kirchweih-Raufereien. Wollte Gott, die Jungburschen hielten sich das Schicksal Peter's vor und erkenneten, wohin ihre Streitsucht und rohe Prügelei führen könne. Wer mag das Elend ermessen, das aus der That rohen, verwilderten Uebermuthes, roher Selbstrache hervorgehen kann? —

Der Großvater stand auf und ging weg; ich aber saß noch lange da, und was ich dachte? — O möchten es alle Die auch denken, denen der Großvater einen Spiegel vorgehalten!

20. Ein Räthsel.



Die Noth kann's wohl erzeugen —
Doch zeuget's wieder Noth,
Die mit dem steten Wachsen
Den Armen hart bedroht. —
Soll's von der Seele weichen,
Was sie so elend macht —
So hat's schon manchen Armen
Ums Hüttchen selbst gebracht.
Doch — wer ermißt den Jammer,
Wenn's am Gewissen nagt?
Wenn vor dem Richter droben
Die arme Seele zagt?
Das erndtet auf dem Wege
Des Frevels jede That,
Wenn seines Gottes Worte
Der Mensch vergessen hat.
Verpestet ist das Leben,
Und qualvoll ist der Tod!
Bewahr' mich, Herr, in Gnaden
Und lehr' mich dein Gebot!

21. Altes Gold.



Wenn's Brei vom Himmel regnet, fehlt Manchem der Löffel, ihn zu essen, sagt ein rheinisches Sprüchwort, und es wird meist von Denen gebraucht, die so ungeschickt sind, daß sie die günstigsten Lebensumstände nicht zu ihrem Vortheile benutzen können, oder auch von solchen, denen es einmal nicht glücken will, sie mögen sich anstellen, wie sie nur wollen. Es paßt da allerdings ganz vortrefflich, und Die, auf die es zuerst angenommen wird, mögen sich's zur Lehre nehmen und sich um den rechten Löffel umsehen, der immer im gesunden Menschenverstand und im treuen Ringen und Streben liegt, und die Anderen mögen sich's dazu dienen lassen, daß sie sich fragen, warum es ihnen nicht glückt. Ich wette, sie finden die Kehr noch, wenn sie sich selber prüfen. Aber das Sprüchwort hat einen tiefern Sinn, und den wollen wir uns allesammt merken, weil er uns Allen heilsam ist. Der liebe Gott läßt, um beim Sprüchwort zu bleiben, Brei vom Himmel regnen, nämlich sein Wort, das die wahre Speise zum ewigen Leben ist; aber dazu fehlt den Leuten der Löffel, und so bleibt diese labende Speise ihnen fremd, das Herz ohne Erquickung, das Leben ohne Heiligung, die Trauer ohne Trost, die Versuchung ohne Widerstand — in Summa — zum ewigen Leben, zum Leben in Gott, kommt es nicht. Warum fehlt ihnen der Löffel? Weil sie ihn nicht fassen wollen!

Da ist die Sündenlust im Herzen, die Weltlust, der Leichtsinn, die Eitelkeit. Die denken — es ist noch Zeit, den Löffel zu fassen, denn solches Breiregnen hört nicht auf. Richtig — aber die Hand wird zitternd, wird schwach; sie kann den Löffel nicht mehr fassen, und mit dem Essen hat's ein Ende. — Gib Acht! Es wird dunkel, es wird Abend, es wird Nacht, und du findest den Löffel nicht mehr; dann ist die Zeit des Darbens da! Der Magen faßt und hält den Brei nicht mehr. O wehe, dreimal wehe dann! — Ja, ja, das ist des Sprüchwortes rechter Sinn: Gottes Wort und Gottes Gnade bieten dir überall das Heil an, aber du — du willst dich nicht von Gottes Güte zur Buße leiten lassen. Es gibt kein entsetzlicheres Wort, als das: Zu spät! Auch die Reue kann zu spät kommen, und dann kommt mit ihr die Verzweiflung. Judas mahne dich! Ergreif' die rettende Vaterhand. In Christus ist sie dir geboten! Es ist doch in den Sprüchwörtern ächtes altes Gold! Gewiß — wenn's nur auch angenommen würde!

---

22. Des Fleißes reicher Lohn.



Heutzutage hört man gar oft sagen: Es hilft Einem Alles in der Welt nicht mehr! Man kommt nicht voran! Die Zeiten sind zu schlecht; der Verdienst zu ärmlich; die Gelegenheiten zu selten! So sprach der Schmiedjacob, und blies dabei dicke Dampfwolken aus seiner Pfeife. Ich sage darauf: Es ist gelogen! Die Meisten murren über die Zeit, aber über seine eigene Sünde murret Keiner. Und da liegt die böse Zeit, in den Menschen nämlich.

Freilich, wenn du mehr verzehrst, als du verdienst — so geht's den Krebsgang, und Das fehlt nicht; wenn du höher fliegen willst, als dir die Flügel gewachsen sind, und du fällst auf die Nase, so sag' ich: Proficiat! Wenn du dich hinsetzest und warten willst, bis die gebratenen Tauben dir ins Maul fliegen, so mußt du hungern. Wohl bekomm's! Rühr' dich, arbeite treu und hab' Gott vor Augen und im Herzen, so fehlt dir's bei meiner Treue! nicht; denn der alte Gott in Israel lebt noch, und der segnet treufrommen Fleiß. Hört 'mal zu, ich will Euch eine Geschichte erzählen, die aber nicht geschehen ist, wo der Bach brannte und mit Stroh gelöscht wurde, sondern es ist die Lebensgeschichte eines Mannes, den die Leute in Baden droben und in Amerika, drüben über dem Weltmeere, recht wohl kennen, der mag Euch lehren, daß treuer Fleiß immer seinen reichen Lohn findet. Ich hab's aus guter Quelle.

So sprach der alte Schmiedjacob und Alle in der Spinnstube horchten auf sein Wort. Er begann darauf zu erzählen.

Etwa drei Stunden von Heidelberg liegt am Hardtbache der kleine Flecken Walddorf. Dort wohnte im vorigen Jahrhundert eine Familie, Namens Astor, schlichte und ehrliche Leute, denen eben die Dukaten auch nicht zum Schornsteine hereinregneten. Einer ihrer Söhne war schon in die Welt gegangen, und wohnte in Amerika. Sie hatten einen zweiten, der Johann Jacob Astor hieß. War auch ein Zugvogel; der schon, als er noch nicht flügge war, immer davon sprach: er werde einmal ein gebackener Mann werden, aber nicht in Walddorf, sondern in der weiten Welt, wo er sein Glück suchen würde. Da wurde denn manchmal über den kleinen Burschen gelacht. Ihm aber war's nicht gelacht. Er lernte fleißig in der Schule, war zu jeder Arbeit und Entbehrung bereit, unverdrossen und fröhlich, und wer ihm in das klare Auge sah, konnte inne werden, dahinter stecke etwas. Das meinte auch der Herr Schulmeister, und der konnte es wissen, denn er unterrichtete ihn ja.

Kaum war der Hannjacob confirmirt, so sagten seine Kameraden: Astor's Hannjacob macht's wie sein Bruder,

er geht auch nach Amerika! Die wurden ausgelacht, weil eben der junge Mensch kein Handwerk verstand, und es an Dem fehlte, was zum Auswandern nöthig ist, nämlich am Gelde.

Man darf sich nicht wundern, daß Johann Jacob Astor an die Auswanderung dachte. Das Walddorf, wo jetzt die badische Eisenbahn vorüberfährt, liegt an dem Wege von Wiesloch nach Speyer hin in der Ebene. Das Land, worauf die Walddorfer ihren Ackerbau treiben, ist nur stellenweise recht fruchtbar; es ist auch viel Sandboden da, der nicht fruchtbar ist. Da wird's schwer, mit Wenigem anfangen und ein reicher Mann werden, wie es der Johann Jacob Astor vorhatte.

Schon in früherer Zeit waren viele Pfälzer nach Amerika ausgewandert, auch aus Walddorf, denen es ganz gut ging. Das hat immer Folgen. Wem's daheim nicht frischgrün geht, denkt, ich probir's auch 'mal. Nun war schon ein Bruder in Amerika, der wohl 'mal heimschrieb, er habe sein schönes Auskommen. Das weckte in Astor's Seele den Wandertrieb. Dazu war, wie ich sagte, sein Vater kein dicker Bauer, der seinen Kindern eine reiche Anzahl Morgen guten Ackerlandes mitgeben konnte. Er war bei seinem Bißchen Ackerbau Gerichtsdiener. Das war aber damals kein Amt, wie heutzutage, wo die vielen Processe die Bauern arm und den Gerichtsdiener reich machen; auch war das Gericht kein Gericht nach unserer Art, so etwa ein Friedensgericht oder gar Landgericht; sondern in jedem kurpfälzischen Dorfe bestand ein Feld- oder Flurgericht aus vier oder einigen mehr Bauern, die die Händel schlichteten, und bis zu vier Gulden strafen durften. Ihr werdet daraus schon erkennen, daß der Gerichtsdiener Astor nichts mehr war, als der Dorfausscheller oder Spießmann. Das Ämtchen nährte kein Viertel von einem Manne, geschweige einen ganzen oder gar seine Haushaltung mit.

Da hat denn Vielerlei mitgewirkt, in der Seele des verständigen Burschen die Lust zu wecken. Freilich wissen wir, daß es auch Menschen gibt, in denen von Natur aus ein Wandertrieb steckt, wie etwa in den Schwalben und anderen Zugvögeln, die eben fort müssen, wenn die Zeit

des Wanderns kommt. In die hat es der liebe Gott gelegt. So mag er's auch in manche Menschenseele gelegt haben, mit der er seine heiligen Absichten gerade so erreichen will.

Das schöne Buch, das mir unser Herr Pfarrer geliehen hat, das von einem gescheidten Amerikaner geschrieben worden ist, der ein vertrauter Freund des Astor in Amerika war, und das hernachmals ist ins Deutsche übersetzt worden, aus dem ich Euch diese Geschichte erzähle, sagt nichts weiter darüber, wie der Astor zum Auswandern kam; aber ich glaube, ich hab' nicht weit neben das Ziel geschossen mit Dem, was ich Euch eben sagte.

Was die Kameraden Astor's gesagt hatten, das geschah nicht sehr lange nachher. Der Johann Jacob Astor sagte allen Verwandten, Gefreundten und guten Freunden herzlich, aber nicht trübselig, sondern wohlgemuth Adjes, und machte sich sodann den Rhein hinunter auf den Weg. Ob er gewandert oder mit seinen, die Holzflöße rheinabwärts führenden Landsleuten gefahren ist, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß er glücklich nach England gekommen ist. Weiter, wenn auch der Sinn weiter stand, mochte der Geldbeutel nicht gereicht haben.

Item, wenn's Ueberlegung war, daß er so handelte, so hab' ich vor dem jungen Kerlchen Respect, und wenn ihn die Noth dazu zwang, so sieht man's wieder, wie der liebe Gott Alles wohl macht; aber der hat ihm im ersten Fall auch die Gedanken regiert und so läuft's gerade auf Eins hinaus. Der junge Bursche kannte kein Sterbenswörtchen Englisch, und das ist auch die Sprache, die man in Amerika redet. Die will auch gelernt sein, wie jede andere. Dazu hatte er in England Gelegenheit genug. Sodann ist es eine bekannte Sache, daß man ohne Geld in Amerika rein verloren ist. Da gibt Einem kein Mensch ein Stücklein Brod, und wenn man Knall und Fall zusammenbricht. Da hätte es denn schlimm um Astor gestanden. Wie gut war es also, daß er in England blieb oder bleiben mußte. Wenn auch noch sehr jung, Einige sagen, er sei fünfzehn Jahr alt gewesen — so war Astor doch stark und kräftig.

Der Nachbar Veit sagte: Der war ja noch ein purer Bub'.

Veit, fiel ihm der Gevatter ins Wort, es gibt Leute, die sind mit fünfzehn Jahren älter, als Andere mit fünf und zwanzig. Merk's, jung an Jahren, alt an Verstand, und der Herr Schulmeister zu Walddorf hatte gesagt, was ein Dörnchen werden will, spitzt sich früh. Der Astor hatte es hinter den Ohren.

Und ein Bißchen tiefer, sagte Schmiedjacob, nämlich im Herzen; denn da stand's geschrieben, daß es ein köstlich Ding ist, wer gottselig ist und lässet sich genügen. Von den Eltern zu scheiden, that ihm wehe, aber es trieb ihn von innen heraus. Da ging's nicht mehr und war kein Bleiben. An guten Lehren und Segenswünschen hatte es ihm nicht gefehlt. Diese waren ihm mehr werth als Geld; denn das mußte er ausgeben, und die behielt er, und einer frommen Mutter Gebet ist besser, denn ein Reisepaß. Drei Dinge brachte der junge Astor mit nach England, die sind auch überall besser, als viel Gebündels — nämlich ein gottvertrauendes Herz, einen klaren Verstand und gesundes Armenschmalz, mit Lust und Lieb' es anzuwenden.

Es war freilich schlimm, daß er kein Wort Englisch verstand; aber in England gibt's Deutsche genug, besonders in der Stadt London, wohin Astor ging. Was ihm schwerer aufs Herz fiel, war die Frage: Werde ich auch Arbeit und Verdienst finden? Mit der Sprache hoffte er es schon rund zu kriegen, denn er war nicht auf den Kopf gefallen; aber Arbeit? Das Geldbeutelchen war gar eingefallen und dünne geworden. Das Buch, von dem ich Euch sagte, redet gar nichts davon, wo und wie er Arbeit gefunden; aber daß er sie gefunden, ist gewiß. In England ist das ein großer Vortheil für Einen, der sich zu begnügen weiß, daß die Arbeit gut bezahlt wird. Astor ging von dem vortrefflichen Grundsatz aus, den sich Jedermann hinter das Ohr schreiben sollte: Wer so viel ausgibt, als er einnimmt, der wird ein Lump. Darum schrieb er sich selber die Regel vor, alle Tage etwas zurück zu legen und recht sparsam hauszuhalten. So hatte er einen Sparpfennig für die Reise nach Amerika.

Er hielt sich stille; war sparsam und unausgesetzt fleißig; vergaß auch seiner guten Mutter Wort beim Abschiede nicht, das nämlich: Vergiß nicht, zum lieben Gott zu beten, und es ging prächtig. Sein Sparpfennig wuchs zusehends und es war sichtbarlich ein Segen drin.

Endlich war er so weit, daß er daran denken konnte, die Reise nach Amerika anzutreten. Was ihm aber besonders förderlich war, war das, daß er überall, wo er etwas über Amerika lernen konnte, offene Ohren hatte. Sein Bruder war in New-York und dahin wollte er auch. Darin war Astor nun doch um Vieles gescheidter, als unsere Auswanderer heutzutage. Fragt man sie, wohin wollt ihr denn? So antworten sie: nach Amerika. Gerade, als wenn das so groß wäre, als Frankfurt oder Berlin, oder irgend eine andere große Stadt. Sagt man ihnen: Ja, liebe Leute, das Amerika ist entsetzlich groß; so sagen sie: Das werden wir gewahr, wenn wir hinein kommen! Daher geschieht's denn auch, daß sie von den Amerikanern, die schlaue Füchse und rechte Spitzbuben sind, erst ausgesaugt und gehänselt werden, bis ihnen die Augen zu spät aufgehen. Will man so eine Auswanderung vornehmen, so sollte man sich erst recht genau unterrichten, wie es dort ist und steht, wohin man in dem viel Tausende von Meilen großen Lande will, und was man da anzutreiben gedenkt. Freilich macht sich das oft anders an Ort und Stelle, und die Wenigsten sind in Amerika das geblieben, was sie hier waren. Man darf sich dort vor keiner Arbeit fürchten und sich vor keiner schämen, dann hat's schon gute Wege.

Daß Astor dasjenige Geld, was er nicht zur Reise brauchte, in solchen Waaren anlegte und diese mitnahm, die in Amerika theuer und gesucht waren, das bringt mich auf die Vermuthung, daß er in London bei einem Kaufmanne gearbeitet haben muß. Er war entschlossen, in Amerika Handel zu treiben. Womit, das wußte er eben selber noch nicht ganz genau. Er verließ sich dabei auf Gottes Führung und auf seine offenen, gesunden Augen. An Fleiß und Sparsamkeit war er gewöhnt. So hatte er guten Muth und ging im November 1783 auf ein nach Nordamerika absegelndes Schiff.

Viele Leute wissen's noch, Andere haben's von ihren Eltern gehört, daß der Winter von 1783 auf 1784 einer der härtesten war, die sie erlebt. Da sind die Bäume im Walde vor Kälte mitten durch den Stamm geborsten; viele Obstbäume ganz bis in die Wurzel erfroren, und ebenso am Rhein, und an der Mosel, und dem Neckar und Main fast alle Weinreben.

Dieser Winter spielte auch den vielen Schiffen, die nach Amerika fuhren, einen argen Streich. Als sie in die amerikanischen Gewässer kamen, war so viel Eis darin, daß sie gar nicht weiter konnten und ordentlich einfroren. So lagen in einem Meerbusen (die Amerikaner nennen ihn die „Cheesapeake-Bai") eine Menge Schiffe bei einander, die nicht vor- und nicht rückwärts konnten. Unter diesen war auch das Schiff, auf welchem Astor war. Wenn man erwägt, daß er nur sehr wenig und geringe Waaren hatte, so kann man auch wohl schon rechnen, daß es mit dem Reisegeld schlimm aussah, als er in dem Eise drei volle Monate mit seinem Schiffe liegen bleiben mußte, bis die Frühlingssonne das Eis schmolz. Da gab's schmale Bissen, und es mag ihm kratzig gegangen sein; Gott hat aber bei Allem seine guten Absichten. —

Wenn er so auf dem Verdecke herum ging und in das Eis schaute, traurig und mißmuthig, dann dachte er wohl nicht, daß gerade dieser Aufenthalt den Grund zu seinem künftigen Glücke legen würde. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's.

Doch, sagte Schmiedjacob, hier muß ich den Astor ein Bißchen verlassen, um Euch aus meinem Buch etwas Anderes zuvor zu berichten, das Ihr wissen müßt.

Seit der ältesten Zeit ist es eine besondere Liebhaberei der Leute, Pelzwerk an den Kleidern zu tragen. Freilich ist das in den kalten Ländern keine bloße Liebhaberei, sondern die Noth treibt die Leute dazu, weil der Pelz warm hält. Nun wißt Ihr schon von Eueren Sonntags-käppchen, daß Euch ein schöner Marder- oder Iltispelz lieber ist, als ein Lammpelz. Er ist weicher, feiner, schöner, glänzender. So gibt es denn gar unterschiedliche Pelze von Thieren. Je schöner und feiner der Pelz ist,

desto edler und theurer ist er. Und wenn Ihr drauf geachtet habt, daß im Winter die Fuchs-, Marder- und Iltispelze am schönsten und wärmsten sind, so könnt Ihr es Euch auch vorstellen, daß je kälter ein Land ist, desto mehr und schönere Pelze dort von den Thieren gewonnen werden. Das ist nun ein Gegenstand des Handels in anderen Gegenden, wo diese Thiere nicht leben. In Amerika gibt es nun, besonders in seinem kalten und rauhen Theil, eine Menge der edelsten Pelze. Da findet sich der schwarze, braune, graue, und im höchsten Norden der weiße Bär; da gibt es verschiedenfarbige Rehe; schöne rehartige Thiere, die man Antilopen nennt, deren Fell schön gefärbt ist; da gibt es rothe, weiße und schwarze Füchse; da findet man die vielen Biber mit dem köstlichen Felle; die schönen Seeottern, Seekälber, die Marder, die Zobel und die Hermeline, und in wärmerm Striche Tiger und Luchse.

Von diesen Thieren war eine solche Menge da, daß sich die Jäger schnell dahinter machten, die Felle in die großen Städte brachten und gut verkauften. Dieser Handel nahm bald außerordentlich zu, besonders als ganz Amerika noch englisch war. Nachdem Amerika sich aber von den Engländern zum großen Theile freigemacht hatte, so bildete sich bald in dem englischen Theile des nördlichen Amerikas eine große Gesellschaft, welche den Pelzhandel durch ihren Reichthum und ihre Thätigkeit fast allein an sich riß.

Die Wilden in Nordamerika, die meist nur allein von der Jagd leben, verkauften ihnen die kostbaren Pelze für allerlei Tändeleien, die ihnen wohlgefielen, als rothe und blaue Glasperlen, kleine Spiegelchen, Messer, Ringe von Messing, auch wohl Flinten, Pulver und Blei, und was das Allerschlimmste war, für — Branntwein, der sie zu Grunde richtete.

Dieser einträgliche Handel lockte aber bald auch die Amerikaner. Diese bildeten auch große Pelzhandelsgesellschaften und trieben den gleichen Handel mit großem Erfolge, denn was sie an Waaren an die Wilden gaben, war kaum des Nennens werth, und aus den Pelzen lösten sie ganz erstaunlich viel Geld.

Dieser Pelzhandel kostete aber unglaublich viel Mühe. Damals fuhren noch keine Dampfschiffe auf den ungeheueren Strömen. Das Land war noch, wie es zum großen Theile noch ist, eine schauerliche Wildniß, wo nur wilde Thiere und noch wildere Menschen wohnten, welche die Weißen mordeten und plünderten. Die Waaren, die zum Austausche gegen das edle Pelzwerk gebraucht wurden, mußten auf Boote verladen werden, die viel tausend Meilen weit die wilden Ströme hinaufgerudert und gedeiht werden mußten. Das ging halbe Jahre lang zu, und wie manches Boot ging dabei sammt Waaren und Menschen zu Grunde! War man weit genug gefahren, so mußte man die Waaren auf Pferde laden und in die unzugängliche Wildniß hineinziehen bis zu den Dörfern der gutgesinnten Wilden, mit denen man den Handel trieb, oder bis zu den Posten, wo sich die Pelzhändler das ganze Jahr des Handels wegen aufhielten.

Brachten die Pelzhändler nun ihre Waaren, die sie also eingetauscht, die mächtigen Ströme herab, etwa nach New-York, der großen Handelsstadt, so wurden sie von da aus wieder weiter in alle Welt verhandelt.

Dieser Pelzhandel war der allervortheilhafteste und ergiebigste, und zahlreiche Menschen ernährten sich davon und wurden reich.

Auf dem Schiff, auf welchem der junge Astor nach Amerika fuhr, war auch ein Deutscher, der mit solchen Pelzen handelte. Er hatte in Amerika kostbare Pelze aufgekauft und war damit nach England gereist, wo er sie mit großem Gewinn abgesetzt hatte. Jetzt kehrte er nach Amerika zurück, um aufs Neue Pelzwerk zu kaufen und es nach England zu bringen.

Astor und er waren die einzigen Deutschen auf dem Schiffe. Wer nicht, das könnt Ihr mir aufs Wort glauben, in der Fremde war, weiß gar nicht, was es heißt, einen Landsmann finden. Wenn man ihn auch gar nicht kennt, so ist es Einem, als wär's ein leiblicher Bruder. Hört man die Muttersprache, so klingt diese, wie die schönste Musik in die Seele hinein.

So war es dem Pelzhändler, als er einmal Astor ein paar deutsche Worte des Unmuths über das lange

Eingeschlossensein im Eis ausstoßen hörte. Schnell trat er zu dem jungen Manne, faßte seine Hand und sagte: Gott grüß' Euch, lieber Landsmann! Da ist's dem Astor gewesen, als sei das Eis rings herum mit einem Mal alle geschmolzen, so froh war er. Von dem Augenblick an waren die Zweie unzertrennlich und wurden bald ein Herz und eine Seele. Der Pelzhändler war ein Mann, der Amerika schon gar lange und genau kannte; der weit im Lande herum gereist war und viel erzählen konnte, was die Langweile auf dem Schiffe vertrieb und die Wißbegierde des jungen Astor gewaltig reizte, aber auch befriedigte.

Es ist nun eine ganz natürliche Sache, daß man von dem, was man mit Liebe und Erfolg treibt, gerne plaudert. Schon die heilige Schrift sagt: Wessen das Herz voll ist, davon gehet der Mund über. Des Pelzhändlers Herz war vom ersprießlichen Pelzhandel voll, denn er machte ihn reich. Sollt' ich Euch rathen, sagte er da zu Astor, wie Ihr in Amerika ein behaltener, ja ein reicher Mann werden solltet, so wär's das, daß Ihr, sobald Ihr ans Land tretet, kurzen Proceß macht und bei einem Kürschner in die Lehre gehet; die Kürschnerei aus dem Fundament und FF erlernt und, wenn Ihr sie gründlich versteht, einen Pelzhandel anfangt. Ich hab's gerade so gemacht, und daß ich ein wohlstehender Mann bin, dank' ich, nächst Gott, dem Pelzhandel.

Von nun an war zwischen beiden Reisenden von nichts mehr die Rede, als vom Pelzwerke, seiner Behandlung, dem Schutze desselben im Sommer vor schädlichen Motten und Thierchen der Art, von seinen Kennzeichen, den Proben, die man damit anstelle, und allerlei Dingen, die in dies Geschäft einschlagen, und Astor war schon ein halber Kürschner, ehe er das Geschäft erlernt hatte, und dem alten Pelzhändler gewährte es eine Unterhaltung und Freude, ihn zu unterrichten.

Endlich, nach drei jahrelangen Monaten trat, wie es in den nördlichen Gegenden ist, die Wärme ein. Das Eis schmolz; das Land wurde grün, und die Schiffe wurden frei.

Als sie in New-York landeten, nahm der Pelz-

händler seinen jungen Freund mit und führte ihn zu einem Kürschner oder Pelzhändler, und empfahl ihn diesem. Der konnte eben gerade so einen anstelligen, fleißigen, redlichen Menschen brauchen, und statt daß Astor sonst vielleicht hätte Lehrgeld bezahlen müssen, verdiente er hier noch.

Anfänglich war das freilich wenig; aber als der Pelzhändler sah, daß Astor fleißig und treu und dazu sehr brauchbar war, so bekam er bald mehr. Er fing's nun in Amerika wieder gerade so an, wie er es in London getrieben hatte, nämlich er legte das, was er ersparte, zu dem, was er für seine wenigen Waaren erlöst hatte, welche er von London mitgebracht. Dem Pelzhändler machte er sich bald ganz unentbehrlich. Solch einen Gehilfen hatte der Mann noch nie gehabt. Immer freundlich, fröhlich und zuvorkommend dienstfertig; unermüdet, es mochte bei Tag oder Nacht sein; redlich und treu, wie Gold, also, daß er ihm Alles anvertrauen konnte; brauchbar überall, wo er ihn hinstellte, und mit der genauesten Kenntniß des Pelzwerkes versehen — mußte der junge Astor ihm, wie man sagt, wie seine rechte Hand am Leibe werden, und wurde es auch. Der Mann war aber auch so rechtlich, daß er solche treue und nützliche Dienste nicht unbelohnt ließ. Astor ging nicht aus, hielt Alles zu Rathe; war kein Trinker, kein Spieler; lief nicht mit und wie andere junge Leute seines Alters herum und dem Vergnügen nach, sondern las gute Bücher mit Fleiß und besonders solche Bücher, welche diejenigen Gegenden Amerikas beschrieben, wo der Pelzhandel blühte. Dadurch gewann er eine nützliche Einsicht in die dortigen Zustände und immer mehr Befähigung zu dem Geschäfte, welchem er sich zu widmen beschlossen hatte.

Am Allerliebsten aber war es ihm, wenn er mit den in der Wildniß lebenden und umherschwärmenden Biberfängern verkehren konnte; denn da war die frischeste und klarste Quelle weitausschauender Belehrung.

Sein Herr konnte ihn nun schon selber senden, Pelze einzukaufen, und er machte die besten und einträglichsten Händel, die jemals in dem Geschäfte waren gemacht worden. Astor hatte sich ein hübsches Kapitälchen nach

und nach erspart, und das war ein rechtes Glück für ihn, denn sein alter Herr starb, und er war nun wieder brodlos.

Was sollte er thun? Die Frage trat bald vor seine Seele. Er hatte Leute genug kennen gelernt, durch die er ein Unterkommen finden konnte. Es wäre ihm auch, da er viele der Pelzjäger, welche die Amerikaner „Trapper" nennen, kannte, gar nicht schwer geworden, in den Dienst einer der großen Pelzhandelsgesellschaften einzutreten, und sich guten, ja reichlichen Lohn zu verdienen; aber das Abhängigsein von den Launen Anderer gefiel ihm nicht. Er dachte: Kannst du für Andere Vortheile erwerben, so kannst du es ja auch für dich, und du bleibst frei. Was du thuest, thuest du dann für dich. Segnet Gott deiner Hände-Fleiß so, wie er ihn bis jetzt für Andere gesegnet hat, so fehlt dir's eben auf diesem Wege nicht. Klein und rein begonnen, kann dich ja auch zum Manne machen.

Ich glaube, sagte Schmiedjacob nach einem kleinen Ausruhen, das war der rechte Weg, den ihn hier Gott wieder führte; die rechten Gedanken, die er in Astor's Seele legte. Man sieht aber auch hier wieder das Dörnchen, das sich frühe spitzt. Er hatte Kurasch, vertraute Gott, und traute sich selber etwas zu, weil er ein gutes Gewissen hatte. Lumpen und Schufte sind wohl frech; aber ihr Muth rumpelt gleich wieder zusammen, wenn es nur ein Bißchen schief geht. Ein redlicher Wille, der sich des Beifalls Gottes bewußt ist, steht unerschütterlich fest.

Astor war kurz aufgebunden. Im Hafen lag ein Schiff, das, segelfertig nach England, nur den guten Wind abwartete. Er nahm sein Kapitälchen, kaufte dafür von Leuten, die mit Pelzen aus dem Innern des Landes ankamen, ziemlich billig Pelzwaaren für sein Geld ein, packte sie, und schiffte sich damit, auf gut Glück, nach England ein.

Die Reise war glücklich, und er kam zur besten Zeit nach England, nämlich im Nachsommer, wo die Pelze für den Winter bereitet werden. Er traf's auch darin ungemein gut, daß noch nicht viele Pelze aus Amerika waren nach England geschickt worden, sie also hohe Preise hatten.

Er verkaufte jenen Vorrath mit sehr großem Gewinn, und da er gute Waare lieferte, sich auch durch sein ehrliches Wesen empfahl, so machten die Londoner Pelzhändler gerne mit ihm Geschäfte, und bestellten tüchtige Sendungen zu Preisen, die Astor einen noch reichlicheren Gewinn sicherten.

Mit fröhlichem und gegen Gott dankbarem Herzen eilte er nach Amerika zurück. Auch hier war er wieder glücklich, daß er die besten und schönsten Pelze billig einkaufen konnte. Er hätte noch mehr kaufen können, wenn er hätte Geld bei Fremden leihen wollen; aber Das mochte er nicht, sondern nahm nur von seinem Bruder so viel auf, daß er einen tüchtigen Einkauf machen konnte. Da es nie an Schiffen nach England fehlte, so schiffte er sich eben, so bald als möglich, wieder nach England ein. Dieses Mal war die Reise noch schneller und glücklicher, als die vorige. Das Schiff war ein vortrefflicher Segler. Schnell und glücklich langte er in England an.

Noch immer stand das Pelzwerk in hohen Preisen. Er verkaufte schnell aus, und hatte einen so reichlichen Gewinn, daß er bald wieder nach Amerika zurückkehrte. Er konnte das Darlehen seines Bruders baar zurückzahlen und behielt doch noch so viel, daß er im Stande war, mehr als das Dreidoppelte an Pelzwerk an- und einzukaufen.

Das war ein Anfang, wie ihn nicht jeder Anfänger hat. —

Aber Ihr mögt es Euch auch leicht denken, wie solch ein Gewinn und Erfolg die Lust zu neuer Thätigkeit weckte.

Obige Summe aber brachte Astor nicht baar aus England heim nach Amerika. Das wäre ein Streich gewesen, der einem ächten Kaufmanne nicht zu verzeihen wäre. Nein; Astor war so gescheidt, daß er allemal Waaren nach Amerika mitnahm, die dort im hohen Werthe standen, und die er mit großem Gewinne wieder verkaufte, sobald er auf amerikanischem Boden angelangt war. So war der Gewinn doppelt, und sein Vermögen wuchs zusehends der Augen. Dabei blieb er aber ganz der bescheidene, stille, anspruchlose und sparsame Mann, der er auch früher gewesen war.

Nun hatte er sich schon einen so guten Namen, soviel Achtung und Vertrauen gewonnen, daß er über viele Kapitalien hätte verfügen können, die man ihm zu leihen bereit war, ja sogar anbot. Astor liebte es indessen, auf eigenen Beinen zu stehen, und das ist ein Zeichen, wie er dachte.

Die Beschwerden der Seereise achtete er nur geringe. Sein kräftiger, gesunder Körper, der bei seiner nüchternen Lebensweise recht frisch blieb, konnte das auch recht leicht und gut ertragen.

Je mehr Astor's Vermögen wuchs, und je mehr seine Unternehmungen sich ausdehnten, desto mehr erkannte er, wie gut es sei, wenn er seine bedeutenden Einkäufe ohne die vielen Zwischenhändler und Makler machte, die allemal einen schönen Theil des Gewinns als „Zasseres" in die eigenen Säckel steckten. Er kannte das deutsche Sprüchwort: „Selbst ist Herr!" Ueberdies ist, wie ich Euch schon oft sagte, die Ehrlichkeit aus Amerika ausgewandert. Wer dort noch nicht über den Löffel barbirt wurde, ist nicht dort gewesen, und hat gewiß nicht gehandelt. Die Spitzbüberei ist dort so schlitzöhrig und pfiffig und kniffig, daß man mit sehenden Augen blind gemacht wird, wenn man nicht scharf auf die Finger guckt. Ein Amerikaner lacht den, den er betrogen hat, wacker aus, und das Rothwerden läßt er den Kirschen, wenn sie zeitigen, er hat's längst verlernt.

Astor, der auch Lehrgeld genug bezahlen mußte, sagte zu sich: Kannst du deine Pelzwaaren in England allein verkaufen, warum kannst du sie dann nicht auch in Amerika an Ort und Stelle selber einkaufen? Was ist denn für einen jungen Kerl eine Reise von ein paar hundert Meilen, wenn er erstens dadurch bessere Waare, zweitens wohlfeilere Waare, drittens solche einkaufen kann, wie sie an ihn ist bestellt worden? Die Kosten der weiten Reise bringst du leicht heraus und mehr, und die Mühseligkeiten nimmst du als Trinkgeld für dich in den Kauf.

Als ihm das einmal klar geworden war, hielt ihn auch nichts mehr ab, die mühe- und gefahrvolle Reise nach der fernen Handelsstadt Montreal zu unternehmen. Auch hier zeigt sich wieder sein Handelsgeist. Das Boot,

mit welchem er reiste, war sein Eigenthum. Er befrachtete es mit Waaren, die in Montreal gesucht waren und gut bezahlt wurden, und machte sich auf den Weg.

Auch dies Geschäft ging prächtig. Seine Waaren setzte er vortrefflich ab, und kaufte die besten Pelze um so viel wohlfeiler ein, daß, trotz der Kosten der Reise, ein außerordentlicher Gewinn erzielt wurde. Jetzt befrachtete er sein Boot mit dem Pelzwerk, und schiffte eilings den Weg zurück. Die amerikanischen Ströme machen das leicht, denn ihr Fluß ist reißend. So langsam die Reise hinaufging, so blitzschnell ging sie herunter.

In New-York hielt er sich nicht lange auf. So bald als möglich eilte er mit seinen köstlichen Pelzen nach England, und wieder mit anderen Waaren nach Amerika zurück, und immer um ein Gewaltiges reicher kehrte er heim. Man sah ihn in Montreal und in London gleich gern; denn er bezahlte Alles blank und baar, und brachte allemal Waaren, die völlig tadellos waren. Mit einem solchen Manne, der zudem die unbestechlichste Redlichkeit übte, handelte Jeder gerne. Achtung und Vertrauen kam ihm entgegen, und Vertrauen und Achtung folgte ihm nach.

Auf dem Pelzhandel zwischen den englischen Landestheilen in Amerika, besonders Kanada, und den vereinigten Staaten von Amerika, sowie zwischen Amerika und England, hatten bis jetzt sehr schwere Abgaben gelegen, die den Handel drückten, und den Gewinn des handelnden Kaufmannes sehr verminderten. Diese Abgaben wurden um die Zeit, als Astor's Handel mit England recht blühte, aufgehoben. —

Das war ein Schritt, der dem Pelzhandel einen mächtigen Vorschub leistete und einen außerordentlichen Gewinn sicherte. Astor war gerade um diese Zeit in England. Er erhielt nicht sobald Kenntniß von dieser günstigen Wendung der Dinge, als er auch schon bedacht war, sie zu benutzen.

Die Achtung, welche er sich durch seine Redlichkeit bisher erworben und gesichert hatte, war nun der Schlüssel zu neuen Thüren des Vortheils. Ehrliche Hand geht durchs ganze Land, sagt das Sprüchwort, und hier kann wieder der Junge wie der Alte von Astor lernen, wie

nur auf den Füßen der Ehrlichkeit Einer recht fest steht und wacker fort kommt. Astor war schon ein sehr reicher Mann, aber jetzt mußte, wenn es ihm glückte, was er vorhatte, sein Wohlstand ins Ungeheuere wachsen.

Nicht nur, daß er mit den ersten Pelzhändlern von England feste Verträge auf außerordentlich reiche Pelzlieferungen abschloß, er richtete seine Blicke weit über das Weltmeer hinaus nach dem, im fernen Osten liegenden mächtigen Reiche von China — wo der Handel mit Pelzen um so größere Vortheile abwerfen mußte, als das Volk die Pelze liebt und sehr theuer bezahlt.

Wo liegt denn das China? fragte das Kathrinchen, das immer so etwas genau wissen wollte, und der Gevatter sagte, es wär' doch eine schöne Sache, wenn man da eine Landkarte hätte.

Philipp sah seinen Vater lächelnd an, und Schmiedjacob winkte ihm, das große breite Buch vom Gesimsbrette zu langen.

Ich hab' mir das gedacht, sagte er, und will's nur gestehen, daß ich es mir, als ich das Buch von dem Astor, das mir der Herr Pfarrer geliehen, ebenso dachte. Ich machte es kurz und ging zu ihm. Ihr wißt, wie der Mann nicht nur grausam gelehrt ist, sondern auch freundlich. Da hat er sich lange zu mir gesetzt und hat mir das Alles so genau ausgelegt, daß es ein kleines Kind verstehen konnte. Als ich ihm nun sagte, ich wollte Euch die Geschichte erzählen, sagte er: Thuet das, Meister Schmiedjacob, aber ich weiß, da ist der Veit, Euer Sohn Philipp, der Fritz und vor Allen Euer alter Freund, Nachbar und Gevatter, dazu die jungen und alten Frauen, die Euch so gerne zuhören in Euerer Spinnstube, die werden auch die Länder und Meere einmal so im Kleinen abgebildet sehen wollen, wie sie eine gute Karte darstellt. Wißt Ihr was? Nehmt Euch das ganze Heft voll Karten mit und zeigt's ihnen! Der Pfarrer kennt seine Leute. Ich dachte gleich, daß er da den Nagel auf den Kopf würde getroffen haben und nahm's mit Dank an.

Nun kommt 'mal her!

Als das der Schmiedjacob sagte, standen Alle von den Rädern auf und traten an den Tisch, wo er ein

eignes Licht an der Hängeampel angezündet hatte. Nun machten sie lange Hälse und Eins sah über des Andern Schulter. Von einer Landkarte hatten sie fast Alle in der Schule von dem wackern Lehrer schon den rechten „Verstehtihrmich“ gekriegt. Es war also dem alten Schmiedjacob, der von dem Pfarrer gehörig beschieden und zurecht gewiesen worden war, kein eben schweres Stück Arbeit, ihnen den Weg nach China zu zeigen und, da an jeder Karte unten ein Maßstab ist, ihnen auch ungefähr anzugeben, was das für ein Reis'chen ist, und immer auf dem trügerischen Meere.

Als nun Alles betrachtet und ausgelegt war, sagte der Gevatter: Man muß doch sagen, in dem Rathsdieners Bübchen von Walddorf steckte denn doch Etwas, was nicht in jedem Wamms steckt! So ein Unternehmen nur auszudenken, ist etwas Außerordentliches, und es auszuführen, ist noch mehr. Wenn ihm dazu Gott Segen gab, so hab' ich für ihn ausgesorgt.

Ich glaub', Gevatter, sagte der Schmiedjacob, für den war damals schon die Sorge überflüssig. Er hatte sein Schäfchen im Trocknen. Uebrigens jetzt, wo er so weit aussehende Unternehmungen begann, nahm er auch bedeutende Summen seiner Handelsfreunde in London auf. Es war keine Kleinigkeit, solche unermeßlichen Kapitalien baar zu haben. Er nahm wieder eine tüchtige Ladung Waaren aus England nach Amerika mit; setzte sie wieder, wie allemal, mit großem Gewinn und Vortheil ab und eilte dann, so schnell als möglich, nach Montreal. Diesmal fiel er ins Pelzwerk, wie die Spatzen in den Waizen. Das klapperte ordentlich! — Was etwas taugte, und was er nur kriegen konnte, kaufte er auf und ließ es nach New-York bringen. Er befrachtete nun ganze Seeschiffe mit Pelzwerk, und sandte Eins nach England, um seine Zusagen zu halten und Eins nach China. Das nach China hatte einen weiten Weg und man konnte ihm auf mehr denn ein Jahr Adjes sagen.

Das Herz mochte dem Astor wohl pochen; aber bei seinem festen Gottvertrauen blickte er betend hinauf, stellte sein Unternehmen in Gottes Rath und Willen und wartete den Erfolg in Geduld ab.

In England ging's herrlich. Das Schiff kam glücklich an, und sein Gewinn war so groß, daß er alle die in England geliehenen Summen zurückbezahlen und den kostspieligen Pelzhandel mit eignem Gelde treiben konnte. Da fiel mehr wie ein Spahn ab!

Schon jetzt war Astor einer der reichsten Kaufleute in ganz Amerika. Das will etwas sagen! Dort, wo der Reichthum so ungeheuer groß ist, ist das ein Wort! Und fort und fort gingen seine Schiffe nach England, und sein Vermögen wuchs ins Unglaubliche; aber jetzt kam auch das Schiff aus China zurück und brachte einen Gewinn, der ans Fabelhafte gränzt. Jetzt war unbedingt Astor ein Mann von Millionen. In der Stadt New-York hatte er Häuser stehen, die mancher König in Europa zu bewohnen keinen Anstand genommen hätte. Und das war das arme Bauernbübchen aus Walddorf bei Heidelberg. Aber — an Gottes Segen ist Alles gelegen, und frommer, treuer Fleiß findet allezeit seinen Lohn; ich sage: Frommer und treuer Fleiß. Astor war allezeit ein frommer Mann geblieben, ein gottesfürchtiger und mildherziger Mann, der sich gerne zu den Niedrigen hielt; den kein Hochmuth blähte; der nicht ausschweifend wurde, sondern bescheiden eingedenk war seiner Herkunft, wie der Mainzer Erzbischof Willigis, der ein Rad in sein Wappen machen ließ und dabei immer den Spruch im Munde führte: Willigis, nicht vergiß, daß dein Vater ein Wagner ist; denn sein Vater war ein armer Wagner gewesen. Er hatte für Wohlthätigkeit eine offene Hand, und ich sagte, treuer Fleiß. Spitzbuben sind auch fleißig; aber es ruht ein Fluch darauf, der heut oder morgen das Gebäude zusammenschlägt, daß es ein wirrer, wüster Trümmerhaufen wird. Nur der Fleiß ist gesegnet, der mit Rechtschaffenheit und Redlichkeit gepaart ist. Das Sprüchwort sagt: Ein unrechter Kreuzer frißt tausend gerechte. Das ist eine Wahrheit, die ich mit eignen Augen habe angesehen in der Welt. Das Unrecht straft Gott an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.

Astor wich nie ein Haar breit von der strengsten Ehrlichkeit. Er hatte mit Wissen in seinem ungeheuern Vermögen keinen unrecht erworbenen Kreuzer. Darum

ruhte auch der Segen Gottes darauf, daß es sich mehrte, fast wie der Sand am Meer.

Es ist schon von mir gesagt worden, fuhr der Schmiedjacob fort, daß sich mehre Handelsgesellschaften gebildet hatten, um den Pelzhandel zu betreiben. Da war die reiche Hudsonsbai=Gesellschaft, die Nordwest=Gesellschaft und die später hinzugetretene Mackinaw=Gesellschaft. Alle drei wetteiferten, sich den Pelzhandel in der möglichst größten Ausdehnung zuzueignen, und geboten über eben so viel Capital, als über ein Heer von Gehilfen aller Art. Sie suchten sich gegenseitig zu hindern, so viel sie konnten. Die ursprünglich englischen Gesellschaften hatten aber den Vorzug alter Bekanntschaft mit den Indianerstämmen und der ausgedehntesten Verbindungen, wie auch der genauesten Kenntniß des Landes. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Regierung der Vereinigten Staaten bedenklich wurde, als sie erkannte, wie groß die Macht und der Einfluß der Engländer auf die Indianerstämme ihres eignen Gebietes war, und wie gefährlich sich dieser Einfluß erweisen könnte, wenn einmal ein Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten ausbrechen sollte, der doch, da bei Weitem noch nicht alle Streitigkeiten mit England beseitigt waren, leicht einmal entbrennen konnte. Was die nordamerikanische Regierung aber auch that und anordnete, es blieb erfolglos, da die ungeheure Entfernung, der gesetzlose Zustand unter den Wilden und ihre Unabhängigkeitsgelüste Alles, was verordnet wurde, lähmte.

Astor war mit ganzem Herzen Amerikaner geworden. Ihm lag es daran, die Handelsverbindungen Amerika zuzuwenden, da er die unermeßlichen Vortheile erkannt hatte, welche daraus erwüchsen, nicht bloß ihm, als dem Unternehmer eines großartigen Planes, sondern seinem Vaterland Amerika. Astor war kein bloß eigennützig berechnender Mann. Er dachte nicht allein an sich und seinen Vortheil, denn er war ja reich genug, um zufrieden sein zu können; es kränkte ihn, daß die großen Vortheile des Pelzhandels den Engländern zu Theil werden sollten, die ohnehin für Amerika nicht viel Liebe übrig hatten. Darum ersann er einen Plan, der es wiederum an den

Tag legt, welch ein tüchtiger und scharfsinniger Mann er geworden war.

Dieser Plan war nichts Geringeres, als die Gründung einer neuen amerikanischen Pelzhandelsgesellschaft, die den Pelzhandel ganz in amerikanische Hände leiten sollte.

Er zeigte seine Absicht der Regierung an und legte ihr seinen Plan vor, der die Billigung derselben fand. Wie uneigennützig dabei Astor zu Werke ging, zeigt das, daß er allein die Ausrüstung zweier Reisen unternahm und eine Million Dollars als Stockcapital herschoß. Das zeigt aber auch, wie reich der Mann war. Ein Dollar ist so viel wie 1 Thlr. 10 Sgr. preußisch, oder 5 französische Franken, oder 2 fl. 20 kr. etwa rheinisch. Das Jacöbchen mag's gleich einmal ausrechnen und Ihr werdet erstaunen.

Daß aber das nur ein Theil seines Vermögens war, ist einfach zu erkennen. Er setzte ihn ja dem Gelingen oder Mißlingen aus. Ging er verloren, so trug er ganz allein den Verlust. Das war ein Wort, und zeigt, wie Astor so uneigennützig und nur auf den allgemeinen Vortheil seines neuen Vaterlandes bedacht war.

Das Unternehmen war ein ungemein großartiges; aber Astor hatte es in seiner Seele lange genug bewegt, um es so sonnenklar zu überblicken, daß ihm auch nicht das Kleinste entging und er nichts übersah, was nothwendig oder förderlich war.

Fürs Erste sah er sich nach den rechten Leuten um, die er dadurch an das Unternehmen zu fesseln dachte, daß er ihnen Antheil am Geschäfte gab. Damit war aber noch nicht viel gethan. Er mußte Leute haben, die als Jäger, Biberfänger, Bootsführer eine große Gewandtheit und Tüchtigkeit besaßen, und auf deren Treue er rechnen konnte. Da war er denn leider so glücklich nicht, wie er es verdient hätte.

Als er im Besitze der Leute war, wurden zwei Parthieen ausgerüstet. Eine sollte zur See an die Mündung des Flusses Columbia gehen, der sich in das stille, hinter Amerika liegende, ungeheuere Weltmeer ergießt, und dort eine Handelsstation gründen. Hierzu rüstete er auf seine

Kosten ein großes Seeschiff aus, welches mit Allem versehen wurde, was nöthig war, und einer solchen Handelsniederlassung in einem wilden Lande dienlich sein konnte. Auf diesem Schiffe waren mehrere Theilhaber der von Astor gestifteten Pelzhandelscompagnie und die nöthigen Jäger, Biberfänger und dergleichen unentbehrliche Leute. Dieses Schiff, welches die ungeheuere Reise um die Südspitze von Amerika und auf der andern Seite hinauf bis zu dem Columbia machen sollte, ging endlich ab. Ich will Euch hier auf der Karte zeigen, sagte Schmiedjacob, welchen Weg es machen mußte.

Nachdem dies geschehen war, fuhr er fort. Es war aber eine schlimme Sache, daß bald der starrköpfige Schiffscapitän und die Theilhaber der Gesellschaft in Hader geriethen, der sich immer steigerte. Nach vielen Gefahren und Schwierigkeiten, Noth und Drangsal erreichte endlich das Schiff seinen Bestimmungsort, die Mündung des Flusses Columbia in das stille Meer. Die Landung war gefährlich; allein Muth, Geschicklichkeit und Ausdauer besiegten die Gefahren und Schwierigkeiten, und die Reisenden gingen endlich ans Land, suchten eine geeignete Stelle und gründeten die Niederlassung, welcher sie zu Ehren Astor's den Namen: Astoria gaben.

Nachdem sie sich leidlich eingerichtet, verließen sie das Schiff, um weiter gegen Norden hinauf, Handel mit den Indianern zu treiben und mit Pelzwerk beladen, heimzukehren; allein, obgleich Astor das ganz besonders vorgeschrieben, daß sowohl der Schiffscapitän, wie die Leute, welche die Niederlassung gründeten, gegen die Wilden freundlich und zuvorkommend sein sollten, um sie sich geneigt zu machen, so war dazu der Capitän kein Mann. Unfreundlich, mürrisch und abstoßend, und gar nicht den Vortheil Astor's und der Handelsgesellschaft beachtend, war er bald in Streitigkeiten mit den Wilden. Seine Behandlung machte die Wilden, die ohnehin in diesen Gegenden boshaft und treulos sind, zu seinen erbittertsten Feinden. Er beleidigte sie schwer, und sie sannen auf blutige Rache. An einem Tage, wo ihrer Viele auf das Schiff kamen, um Pelzhandel zu treiben, brach der Verrath los. Die Wilden überfielen die Mannschaft und

übermannten sie. Es gab ein gräuliches Morden auf dem Schiffe, das nur dadurch endete, daß Feuer in die Pulverkammer geworfen, und das ganze Schiff mit der Ladung und Mannschaft, sammt den Wilden in die Luft gesprengt wurde.

Astor ahnete lange Zeit nichts von diesem Unglücke, das ihm einen ungeheuern Verlust beibrachte. Als er es endlich erfuhr, betrübte es ihn zwar, aber er sagte zu einem Freunde, der sich darüber verwunderte, daß er so ruhig sei: Soll ich über das, was geschehen ist, weinen und wehklagen? Ändern kann ich es ja doch nicht!

Auch hieraus sieht man wieder, welch ein festes Herz der Mann hatte. Nun, er hatte ja Alles Gott anheimgestellt, und ein rechter Christ muß sich Gottes Fügungen unterwerfen.

In welchem Sinn und Geist er überhaupt sein großes Unternehmen betrieb, spiegelt sich in einer Äußerung, welche er einmal bei dem Empfang unglücklicher Nachrichten that. Er sagte: Unser Unternehmen ist großartig und verdient Erfolg, und ich hoffe, Gott wird ihn gewähren. Wenn mein Zweck nur der wäre, Geld zu gewinnen, so würde ich sagen, rettet, was ihr könnet und verlasset den Ort (nämlich Astoria), aber dieser Gedanke geht mir, wie ein Dolch, durch das Herz.

Obgleich das Schiff zu Grunde gegangen war, so hielten sich die neuen Ansiedler in Astoria doch. Sie standen auch mit den Wilden in gutem Vernehmen, und nur im Anfange drohten einmal die Wilden, sie zu überfallen; aber durch ein kluges Benehmen gelang es, sie in Ordnung und in freundlichem Verkehr zu erhalten. Die Ansiedler zu Astoria gründeten weiter am Columbia hinauf Handelsposten; schickten Jäger und Biberfänger aus, handelten Pelzwerk ein, und säeten Früchte und Gemüse aus. So konnten sie schon ruhiger der kommenden Zeit entgegensehen, wenn nicht allerlei schlimme Geschichten, meist durch ihre eigene Schuld, oft aber auch durch die Bosheit der Indianer ihnen bereitet worden wären. Dazu kam, daß die Nordwesthandelsgesellschaft, mißtrauisch und neidisch, das neue Unternehmen überall beeinträchtigte und ihm Hindernisse bereitete. Oft riß Mißmuth und Mißvergnügen

ein, und das Allerschlimmste war, daß der Mann, den Astor's volles Vertrauen an die Spitze des Unternehmens in Astoria gestellt hatte, der Rechte nicht war; daß er, der früher im Dienste der Nordwesthandelsgesellschaft gestanden hatte, und noch immer auf die Seite dieser Gesellschaft neigte, an dem Gelingen von Astoria zweifelte, und keine große Liebe für das Unternehmen in der Seele trug.

Wir lassen nun einstweilen die Ansiedler zu Astoria Pelze handeln, jagen und in ihren Magazinen aufspeichern; Fische fangen, salzen und trocknen; Wild schießen und für den Winter bereiten, und sehen zu, wie es der andern Reisegesellschaft erging, welche Astor den Missourifluß hinauf und dann landeinwärts über das wilde und hohe Gebirge senden wollte, welches in Amerika „das Felsengebirge" heißt, um zu den Quellwassern des Columbia zu kommen, und von da nach Astoria zu gelangen.

Das war Euch eine Reise, sagte Schmiedjacob, und breitete seine Karte von Nordamerika wieder aus. Er wies ihnen, wie die Reisenden die Flüsse hinauf, dann durch die öden Ebenen, die man „Prärieen" nennt, hindurch mußten, und dann erst in das große, weite und breite, ihnen ganz unbekannte Felsengebirge kommen mußten, ehe sie hoffen konnten, die Gewässer zu finden, welche von dieser Wasserscheide auf der andern Seite nach dem stillen Meer abflossen. Und da lag noch ein unendlich weiter Weg mit allen Gefahren eines unbekannten Landes vor ihnen, und sie waren erst noch lange nicht in Astoria. Viele tausend Meilen mußten sie in unbekanntem Lande reisen; mit unbekannten Völkerschaften umgehen, die bösartig waren, räuberisch und blutdürstig; mit Kälte, Mangel und Noth mußten sie ringen und kämpfen. Das war ein Unternehmen, welches unstreitig mehr Muth und Entschlossenheit forderte, als jene Seefahrt nach Astoria. Astor war aber auch so glücklich, einen tüchtigen Mann zu gewinnen, der Hunt hieß; auch manche andere tüchtige Leute anzuwerben; allein es war auch Schund und Gesindel genug dabei, das dem wackern Hunt Herzeleid genug machte.

Die Ausrüstung dieser Reisegesellschaft forderte ebenso

viel Kostenaufwand, wenn nicht noch mehr, als die zur See. Da mußten Boote gekauft, ausgerüstet und bemannt werden; denn die weite Reise die Flüsse hinauf mußten sie rudern und deihen gegen den gewaltigen Strom reißender Gewässer. Da waren Lebensmittel nöthig, und für den Tauschhandelsverkehr mit den Wilden eine Menge von Waaren mancherlei Art. Endlich war denn Alles so weit, daß Hunt mit seinen zahlreichen Begleitern abgehen konnte, um, wenn es Gottes Wille war, und sie mit dem Leben davon kamen, an der Mündung des Columbia mit den zur See abgereisten Genossen zusammenzutreffen. Es würde unendlich weit führen, wollte ich Euch die Geschicke dieser Reise im Einzelnen erzählen, sagte Schmiedjacob; ich müßte Euch da fast das ganze dicke Buch vorlesen, das ich übrigens schon unserm Pfarrer zurückgegeben habe. Das aber darf ich nicht verschweigen, daß der arme Hunt ein schweres Stück Arbeit mit alle dem Volke hatte, das hier zusammengerafft war. Eine Anzahl, die gut bezahlt und mit Allem, was zur Reise nöthig gewesen war, reichlich versorgt worden waren, gingen ihm heimlich durch; andere machten ihm anderes Herzeleid. Besonders schlimm wurde die Sache, als sie in die oberen Gewässer kamen, wo ein Stamm Wilder wohnt, die man Sioux (sprich Siou) nennt; denn diese waren wilde, grausame Räuber, und diese hatten es auf nichts Geringeres abgesehen, als darauf, Hunt's Reisegesellschaft zu ermorden, und sich ihrer Vorräthe, Waaren und Waffen zu bemeistern. So groß auch die Gefahr gewesen war, durch die Klugheit, Milde und den Muth Hunt's wurde das Uebel abgewendet. Als sie endlich nach vielen Mühen in das Land der Arikara-Wilden kamen, ließen sie ihre Boote zurück und kauften Pferde, um nun die Landreise anzutreten. Da hatten sie denn erst einmal die Verschmitztheit und Betrügerei dieser treulosen Wilden zu erfahren, und als sie endlich Pferde genug für das viele Gepäcke und die vielen Menschen hatten, da begannen erst die Drangsale auf der baumlosen Wüstenei. Nach überstandenen Mühseligkeiten erreichten sie endlich das Felsengebirge, und damit erst einmal recht das Reich der Mühen, Kämpfe, Sorgen, des Hungers und des Elendes; denn sie zehrten ihre Vorräthe auf, und

fanden oft keine Klaue Wild, um den Hunger zu stillen. Dann freilich gab's schmale Bissen, und kalt war's über die Maßen. Nachdem sie lange Wochen in dem Gebirge gewesen, im Schnee gewadet, Hunger gelitten, alle Qualen der Ungewißheit erduldet hatten, erreichten sie endlich die andere Seite des Gebirgs, und kamen an die Quellenflüsse des Columbia. Jetzt ließen sie guten Muths ihre Pferde zurück, bauten sich rohe Kähne, und begannen den Fluß zu befahren, voll guter Hoffnung, daß sie so zu seiner Mündung und nach Astoria kämen; aber das war eine falsche Rechnung.

Bald genug kamen Gegenden, wo sich der Fluß mit all seinen reißenden Wassern in die Felsen hineinkeilte, daß an ein Fähren nicht mehr zu denken war. Sie trugen eine Weile über eine solche Stelle hinaus ihre Boote, aber nun kamen Wasserfälle und noch größere Engpässe.

Da hörte denn endlich alle Hoffnung auf. Es blieb nichts übrig, als jetzt, wo sie ihre Pferde so unklug zurückgelassen hatten, und es auch zu weit war, nun wieder dahin zurückzukehren, die Reise zu Fuß fortzusetzen, und die unentbehrlichsten Bedürfnisse in Bündeln auf ihrem Rücken zu tragen.

Da entstand aber eine andere Frage, die nämlich, was sollte aus den Waaren werden; ebenso auch aus den Mitteln, den Tauschhandel mit den Wilden zu betreiben? Die Reisenden in den Einöden wissen sich da zu helfen. Sie machen Löcher in die Erde, an sichere Orte; vergraben da ihre Waaren, und machen sich Merkzeichen, um sie in besseren Zeiten, wenn sie wieder an die Stelle kommen, wieder zu finden und das Versteck zu erkennen.

In solche heimliche Gruben verbargen sie nun ihre Waaren, deckten sie so gut, als möglich zu, und machten sich auf den Weg.

Hatten die Vielgeprüften gedacht, im Felsengebirge habe ihr Leid und ihre Gefahren und Entbehrungen das Höchste erreicht, so waren sie auf einer falschen Fährte. Jetzt, wo sie oft Tage hindurch keine Wasserquelle fanden, und, weil der Fluß in einer ungeheuren Tiefe dahinbrauste, zu der es ihnen unmöglich war, hinabzusteigen, lernten sie erst die Qualen des Durstes kennen, während sie das

unerreichbare Wasser neben sich hatten; jetzt, wo ihre Vorräthe zu Ende gingen und sie kein lebendes Wesen in diesen graslosen Bergen sahen, fingen sie an, die Qualen des Hungers zu empfinden; aber sie ertrugen Alles mit wahrem Heldenmuth, und nach unaussprechlichen Leiden erreichten sie endlich durch den Columbiafluß auch Astoria.

Von der Freude läßt sich kaum reden, die sie empfanden, dieses Ziel endlich doch erreicht zu haben; aber ebenso groß war auch die Freude der Ansiedler zu Astoria, als sie ihre Genossen sahen. Nachdem sie sich erquickt, gelabt, erholt, wurden dann auch ernstliche Maßregeln ergriffen, den Pelzhandel zu betreiben.

Alles schien gut zu gehen. Hunt machte eine Reise, und während dieser Reise brach das Unglück über Astoria heran.

Der Krieg zwischen Amerika und England brach aus. Dies war 1812. Astor erkannte die große Gefahr, die seinem Lieblingswerke drohte. Bei der Regierung fand er keinen Schutz. Unglücksfälle trafen das Schiff, welches er zu Hilfe sandte, und die Treulosigkeit M'Dougal's, der während Hunt's Abwesenheit wieder das Haupt von Astoria war, bereiteten der Niederlassung und dem ganzen, großartigen Unternehmen den Untergang. M'Dougal überlieferte sämmtliche Pelzvorräthe und alles Übrige in die Hände der feindseligen Nordwesthandelsgesellschaft, und trat selbst zu seinen alten Freunden über, indem er für seine schändliche Verrätherei an Astor Antheil an jener Gesellschaft zum Lohn erhielt. Die meisten Biberfänger und Jäger gingen nun auch in ihre Dienste, und als Hunt endlich zurückkehrte, fand er Astoria zerrüttet und zu Grunde gerichtet. Jeder Versuch, es zu retten, war vergeblich.

Zu spät sah die amerikanische Regierung es ein, wie wichtig ihr und dem Land eine kräftige Unterstützung der Pläne Astor's gewesen wäre. Hier ging's, wie überall, die guten Gedanken kommen zu spät. Item, die Nürnberger waren allemal gescheidter, wenn sie vom Rathhaus kamen, als wenn sie hinaufgingen. Just so ging's den Amerikanern.

Astor hatte große, gewaltige Verluste erlitten. Zwei seiner Schiffe hatten Schiffbruch gelitten auf ihrer Reise

nach Astoria; alles an diese Niederlassung gewendete Geld, alle Kosten der Reisen, alle Waarensendungen waren verloren, und selbst die Pelzwerke, welche man zu Astoria gesammelt, verschleuderte der treulose M'Dougal an die Nordwestcompagnie, so daß fast nichts davon in Astor's Hände kam.

Ich hab's Euch erzählt, wie der brave Mann sich tröstete. Einen Andern hätte solch ein Verlust, der über eine Million Dollars weit hinausstieg, gänzlich bankrott gemacht. Bei Astor war's, wie wenn eine Mücke einen Elephanten sticht. Sein unermeßliches Vermögen konnte einen solchen Verlust leicht ertragen.

Nicht der Verlust des Geldes that ihm wehe, sondern das, daß nun fast der meiste Pelzhandel in den Händen der Engländer war, den er hatte Amerika zuwenden wollen.

Jetzt warf er seine ganze Thätigkeit auf seinen eigenen Pelzhandel, der in seltenem Grade wuchs. Von New-York aus gingen seine Schiffe, mit dem edelsten Pelzwerke befrachtet, nach England, Frankreich, Deutschland, Rußland und China. Ob er gleich viele Leute in seinem Dienste hatte, so leitete er doch die außerordentlich vielen Geschäfte selbst, und überblickte mit klarem Geiste das Alles. Was das aber hieß, ist von uns in der Spinnstube kaum zu begreifen.

Sein Vermögen war aber nicht bloß durch seinen Handel gewachsen; er hatte in früherer Zeit, als noch die Stadt New-York den später erlangten Umfang nicht hatte, viel Grundeigenthum in der Stadt selbst gekauft. Als nun der Handel der Stadt immer mehr wuchs, die Leute immer mehr dort sich niederließen, und ganze neue Stadttheile gleichsam aus der Erde hervorwuchsen, da stiegen die Bauplätze zu einem Preise, der alle unsere Vorstellungen übersteigt. Das darauf früher verwendete Kapital verhundertfachte sich wahrhaft.

So kann Einer im Schlafe reich werden, sagte der Gevatter.

Freilich, entgegnete Schmiedjacob, und der Astor brauchte da nichts weiter zu thun, als auf die Angebote der Leute Ja zu sagen und das Geld einzustreichen.

Außerdem besaß er aber auch noch bedeutende Länder-

strecken in den Gebieten von Missouri, Iowa und Wisconsin, die er als Congreßland angekauft um ein Spottgeld, und theilweise später mit großem Gewinn an Ansiedler wieder verkaufte.

Er starb, sechs und achtzig Jahre alt, am 19. März 1848. Seine Hinterlassenschaft betrug dreißig Millionen Dollars! —

Was nicht aus einem Menschen werden kann! sagte verwundert der Gevatter. Wenn ich mir das Bübchen von Walddorf denke, das Vater und Mutter verläßt, und in die weite Welt geht, so sollte man es kaum für möglich halten.

Warum denn? fragte Schmiedjacob. Treue, Gottesfurcht und Fleiß sind überall Wechselbriefe auf ein gutes Fortkommen. Windbeutel bleiben überall Windbeutel, und werden, wenn's gut geht — Lumpen!

Der Astor blieb aber in seinem Reichthum ein bescheidener, frommer, einfacher Mann, der Hochmuth und Uebermuth nicht kannte.

Noch eine Anekdote von ihm muß ich hier erzählen.

Als er zuerst in New-York zu dem Pelzhändler kam, dem ihn sein Reisegefährte empfohlen hatte, schnauzte der ihn ab und sagte, er sei zwar gut empfohlen, aber er habe dermalen Leute in Hüll' und Fülle, und könne keinen neuen annehmen.

Astor verbeugte sich und ging betrübt hinweg. Als er hinausging, sah ihm der Pelzhändler durchs Fenster nach. Astor wußte das nicht. Er sah vor sich nieder, als er so die Straße hinging, und er erblickte eine Nadel, die auf der Erde lag. Er war gewohnt, auch das Kleinste zu achten und werth zu halten. Er bückte sich daher, hob sie auf und steckte sie an die Klappe seines Rockes.

Da klopfte ihm eifrig der Pelzhändler und rief ihn zurück. Verwundert kehrte Astor um.

Was habt Ihr da aufgehoben? fragte der Pelzhändler.

Eine Stecknadel, sagte Astor nicht ohne Verlegenheit.

Kommt geschwind herein? rief darauf der Amerikaner, und sagte, als Astor eintrat: Ihr seid von heute an in meinen Diensten. Solche Leute, die auch etwas Kleines der Mühe werth halten, sich darum zu bücken, kann ich gar wohl gebrauchen.

Das sollte sich Mancher hinters Ohr schreiben! sagte der Gevatter.

Wäre wohl gut, versetzte Schmiedjacob, und fuhr fort: Astor war sehr wohlthätig. Besonders gerne half er jungen braven Anfängern auf, und unterstützte gerne, wo er Fleiß, Treue und Sparsamkeit fand. Wer selbst das Brod der Armuth aß, weiß auch, wie es Anderen schmeckt, und wer sich durch die Welt drückte, hilft gern Anderen eine freie Bahn machen. Freilich, es gibt auch gegentheilige Naturen, schuftige Geizhälse, aber da fehlt's allemal unter der linken Westenseite. Ihr versteht mich! —

Astor's Vermögen fiel meist an Verwandte in Europa. Er vermachte viel. So setzte er dreimal hundert und fünfzig tausend Dollars aus, um für die Stadt New-York eine Büchersammlung zu kaufen, in der jeder Bürger, arme und reiche, Bücher zum Lesen bekommen konnte. Er bedachte die wohlthätigen Anstalten der Stadt und gedachte auch seines Dorfes, Walddorfs nämlich, dem er auch ein bedeutendes Capital zu wohlthätigen Zwecken vermacht hat.

Und so schließ' ich, sagte Schmiedjacob, meine Geschichte mit dem Wort: Ehre dem braven Buben, der arm aus Walddorf zog, und durch Treue und Fleiß ein so reicher und, was mehr ist, ein so braver Mann wurde! Das aber sag' ich noch: Ehrlich währt am Längsten! Und an das schöne Sprüchwort möcht' ich erinnern:

„Fleiß
Macht die Stirne heiß;
Aber reicher Lohn ist sein Preis!"

---

23. Eine Anekdote.

In Wien stand eine Schildwache an einem hohen Haus, in dessen oberm Stockwerk ein Mann wohnte, der mit einem großen Fernglase die Sterne beobachtete. Der Soldat sah ihm aufmerksam zu, als er sein Fernrohr richtete. Endlich stand es gut und der Mann sah eifrig durch.

Da zuckte am Himmel eine helle Sternschnuppe.

Der Soldat fuhr zusammen und sagte: Das war gut troffen! Der muß a Tyroler Schorfschützen sein und mit aner Windbüchsen schießen, weil man kan Knall hören thuet!

---

24. Altes Gold.



Ein Stück Brod in der Tasche ist besser, als eine Feder auf dem Hut, sagt das Sprüchwort, und darin haben auch unsere Alten wieder einmal eine kernhafte Wahrheit gesagt. Probir's, Bürschlein, steck dir eine Feder auf den Hut und wandere als ächter Bruder Leichtfuß in die Welt. Nicht lange wanderst du, so kommt ein ungebetener Gast, der heißt: Hunger. Hast du kein Stück Brod in der Tasche, so magst du die Feder vom Hute nehmen und hinein beißen. Da hapert's aber. Hättest du an das Nothwendigste gedacht, so wär's besser gewesen. Mit dem eiteln hochmüthigen Tande wird der Magen nicht voll. Was aber das Sprüchwort sagt, geht tief ins Leben hinein. Da denk' ich an die jungen Leute, die sich verheirathen. Die stecken auch die Feder auf den Hut und denken nicht ans liebe Brod, bis — der Hunger kommt. Da wird Alles flott eingerichtet; das Geldchen vertändelt; in Flitter an den eignen Leib gehängt. Aber an das Nöthigste denken sie nicht, an das nämlich, was man in einer Haushaltung und zum Leben braucht. Da

folgt meist Noth und Verdruß auf dem Fuße. Muß doch der junge Handwerker seinen großen Spiegel in der Stube haben, sein Kanapee, geschliffene Möbel! Das ist die Feder auf dem Hut; aber am Weißzeug, an Hemden und Leintüchern fehlt's. Da kommt die Zeit bald, daß die Feder auf dem Hut ins Pfandhaus wandert, um — Brod zu kaufen!

Freund, steck' ein Stück Brod in die Tasche und laß die Feder vom Hute. Sorg' fürs Nothwendige. Die Feder auf dem Hute laß den Narren! Da denk' ich an so manches arme Mädchen, das in der Stadt dient und daheim nichts hat. Der Jahrlohn wird an kattunene Kleidchen, an Merino und Gott weiß, was für Kleider, an große Halstücher, goldene Ringe und Ohrringe gehängt. Das ist die Feder auf dem Hut! Ob aber unter den schönen Kleidern kernhafte Hemden sind? Ob das Mädchen sich für ein gutes Bett spart, wenn's einmal eine Gelegenheit kriegt zum Heirathen? Ei, daran denkt das leichtsinnige, leichtfertige Ding nicht. — Sieh', das ist das Stück Brod in der Tasche! Kommt's dann einmal dazu, daß so ein Mädel heirathen soll, dann gibt's noch Stroh im Land, auf das man sich bettet; aber, aber — wenn die Glieder müde gearbeitet sind, liegt sich's hart auf Stroh! Wenn man krank wird oder alt — dann thut's noch weher. Dann denkt Manche: Hätt' ich mir ein paar Fähnchen weniger gekauft und dafür ein gut Bett, wie käm' mir's jetzt so gut. Drum laß die Feder vom Hut und steck' ein Stück Brod in die Tasche. Sorge fürs Nothwendige und laß den eiteln Tand. Das reut dich niemals!

---

25. Ein Räthsel.



Mancher sucht's, und findet's niemals; —
Mancher findet's ungesucht.
Mancher freut sich, wenn er's findet;
Mancher, wenn er's findet — flucht.
Ist das Wissen und das Können
Schuld, daß er es nimmer fand,
Ist sein Name hochgepriesen,
Hochgeehrt im ganzen Land.
Ist es Menschenlieb' und Tugend,
Die es ihn nicht finden ließ —
O, dann hat er's wohlverdienet,
Wenn ihn dankbar Jeder pries!
Findet er's auf allen Gassen —
Bleibt der Hochmuth von ihm fern. —
Der es glaubt, er fänd' es nirgends —
Den vermeid' ich herzlich gern!

---

26. Was einmal ein ehrlicher Kohlenbrenner gethan hat.

Manchmal hab' ich Euch, liebe Leser, so ein Extrastücklein aus der Geschichte vergangener Zeiten erzählt, und ich habe mir sagen lassen, Ihr hättet's gerne gelesen. Nun, so will ich Euch heute einmal in eine weite Vergangenheit zurückführen, und zwar in die Tage des Jahres 1455.

Damals war noch im deutschen Vaterlande die unselige Zeit, daß die Fürsten, Grafen und Ritter einander um jedes kleinen Spahnes willen bekriegten, wobei dann allemal die armen Unterthanen am Sauersten drein sahen; denn sie wurden beraubt, mißhandelt und in der Regel ihre Dörfer niedergebrannt, während ihre Herren in den festen Burgen saßen und der Feind ihnen nicht ans Wamms konnte. Das war eine traurige Zeit, weil Gesetzlosigkeit und Unordnung herrschten, und der Stärkere sich gegen den Schwächeren jede Unbill, jedes Unrecht erlaubte und fast ungestraft erlauben durfte, und Eigenthum und Leben meist so sicher war, wie das Vogelnest vor den Buben, oder das Huhn bei offener Thür vor dem Marder. Blicken wir auf die gesetzliche Ordnung unserer Tage, auf die gesetzlich gewahrte Sicherheit des Rechtes, der persönlichen Freiheit, der Ehre, des Lebens und des Eigenthums, so wollen wir Gott dafür danken und treulich den Gehorsam und die Unterthanenpflicht leisten, die Gottes heiliges Wort von uns fordert, und gegen die zu widerstreben ein Widerstreben gegen Gottes Ordnung wäre.

Nun hört meine Geschichte.

Es war in den Jahren 1445 bis 1450, daß die Brüder, die Söhne eines Vaters, nämlich des ersten Kurfürsten von Sachsen aus dem Meißner Hause der Grafen von Wettin, die beiden Herren: Friedrich, Herzog und Kurfürst von Sachsen, und Wilhelm, Herzog von Sachsen, einen blutigen Krieg mit einander führten, wo, wie das leider so oft vorkommt, ein Ohrenbläser seine unseligen Finger im Spiele hatte. Die richten überall Unheil an, hier Ehestreit, dort Bruderzwist, und ich wollt', die ganze Sorte, die Gott und guten Menschen ein Greuel ist, wäre wo der Pfeffer wächst. Dazu rechne ich aber auch die Wühler, die Anno 1848 und 1849 das arme unwissende Volk aufwiegelten gegen Gesetz und Ordnung, Fürst und Regierung, indem sie den Leuten Flöhe ins Ohr setzten und goldene Berge verhießen, und nicht einmal — gewöhnliche Maulwurfshaufen lieferten, sie vielmehr ins Unglück und Verderben stürzten.

So ein Ohrenbläser war der Rath Apel von Vitz-

thum. Der reizte seinen Herrn, den Herzog Wilhelm von Sachsen, und suchte ihm beizubringen, sein Bruder habe ihn übervortheilt. Herzog Wilhelm war heißblütig und hitzeblitzig. Er stellte immer höhere Forderungen an seinen Bruder, und in immer heftigerer, schrofferer Weise. Da gab leider ein Wort das andere, wie's beim Zwist im Leben auch geht, und ein Krieg entstand, der beider Fürsten Länder verheerte und Tausende von Unterthanen unglücklich machte. Der Kurfürst Friedrich wußte recht gut, woher der Wind in seines Bruders Ohren blies, und den Rath Apel von Vitzthum hatte er auf der Mucke. Am Hofe des Herzogs und Kurfürsten Friedrich von Sachsen befand sich der Ritter Kunz (Abkürzung von Conrad) von Kaufungen als Hofmarschall. Er war ein zwar tapferer Ritter, aber, wie fast alle seine Zeitgenossen, ein wilder unbändiger Mensch, der sich nicht viel draus machte, Recht und Gerechtigkeit, Zucht und Ordnung mit Füßen zu treten. Seine Güter lagen in Thüringen, und während der Bürgerkrieg loderte, hatte sie ihm der Apel von Vitzthum weggenommen und sich zugeeignet.

In Kurfürst Friedrich's Gewalt fielen nun die Güter des Vitzthum, und die erhielt Kunz von Kaufungen zur Entschädigung für die eigenen, die Vitzthum besaß. Es lag denn doch nun einfach auf der flachen Hand, daß, wenn die Brüder sich versöhnten und Friede schlossen, die Güter, die sowohl Vitzthum, als Kaufungen besaßen gegen Recht, wieder an ihre rechtmäßigen Besitzer ausgetauscht werden mußten. Das war aber nicht nach Kaufungen's Dafürhalten. Er erkannte, daß die Vitzthum'schen Güter, die er jetzt besaß, mehr Werth hatten, als die seinigen, und wollte sie jedenfalls behalten. Das Recht kümmerte den wilden Menschen wenig.

Was früher hätte geschehen sollen, geschah endlich. Der Herzog Wilhelm sah ein, daß Apel von Vitzthum sein ärgster Feind sei, weil er nämlich den Bruderzwist angefacht hatte, und des Bruderkriegs alleiniger Urheber war. Vitzthum fiel in Ungnade, und der Tag kam, wo endlich die feindlich gesinnten Brüder sich die Hand der Versöhnung boten.

Ein Vertrag erfolgte, der feststellte, daß Alles wieder

so hergestellt werden sollte, wie es vor dem Kriege gewesen. Die Familie Vitzthum verlangte daher ihre Güter, indem sie die des Kunz von Kaufungen wieder herausgab.

Jetzt kam der Punkt, welcher dem Ritter Kunz nicht gefiel. Er weigerte sich mit Händen und Füßen, die eroberten Güter an die Vitzthume zurückzugeben, und stellte sich selbst zur Wehre. Da machte Kurfürst Friedrich in gerechtem Unwillen kurzen Proceß, und setzte die Vitzthume, wie es doch recht und billig war, in ihr Eigenthum mit Gewalt ein. Daß nun der ungerechte Kunz von Kaufungen dem Kurfürsten auch nicht mehr kommen durfte, find' ich natürlich.

Er wurde flüchtig, fand in Böhmen eine Zuflucht, schwur aber, er wolle und werde sich an des Kurfürsten Fleisch und Bein rächen. In Böhmen vereinigte er sich mit noch Anderen, die auch Unzufriedene waren, und, vielleicht von diesen noch aufgestachelt, sann er eine teuflische Rache aus, zu deren Ausführung er einen günstigen Zeitpunkt wählte.

Kunz von Kaufungen wußte, daß die Gemahlin des Kurfürsten Friedrich, Margarethe, die Schwester Kaiser Friedrich's, mit ihren beiden Söhnen, den Prinzen Ernst und Albrecht, auf dem Schlosse zu Altenburg wohnte; während ihr Gemahl anderwärts in seinen Staaten zeitweise weilte, allein und mit geringem Schutze blieb, und so ein Streich ausgeführt werden könnte, der dem Herzog und Kurfürsten an das innerste Leben ging, ihm aber bei der Ausgleichung ein tüchtig Lösegeld und andere Vortheile verhieß. Es war nichts Geringeres, als die beiden jungen Prinzen aus dem Schlosse zu Altenburg zu rauben, und mit sich in einen geheimen Versteck nach Böhmen zu schleppen.

Um aber das zu erreichen, waren zwei Dinge nöthig, nämlich ein schlauer und treuer Helfershelfer im Schloß und ein tiefes Geheimhalten des Planes.

Kunz von Kaufungen hatte einen Küchenknecht, der ihm leibeigen war, einen verschmitzten, ränkevollen Hallunken, der ihm schon manchen Streich hatte ausführen helfen. Er hieß Hans Schwalbe. Dieser machte sich gen Altenburg auf, und bot auf dem Schlosse seine Dienste

als Küchenknecht an. Zufällig fehlte es gerade dort an einem solchen, und weil der Hans Schwalbe sich anstellig und fleißig, auch still und brav erwies, so nahm man ihn arglos in Dienst. Wer hätte auch an solch einen Spitzbubenstreich des Ritters denken sollen? Hans Schwalbe war ein schlauer Schelm. Er wußte sich bald mit dem Pförtner und Thorwart vertraut zu machen, und eines Abends putzte er ihm den Schlüssel weg, ohne daß es dieser merkte. Zeichen und Boten waren zur Hand, Kunz von Kaufungen auch in der Nähe versteckt, und in der Nacht vom 7. auf den 8. Juli 1455 schlug sich Kunz mit Helfern in das Schloß. In dem Schlafgemache der Prinzen schlief auch der Geheimschreiber. Dieser wurde gebunden und geknebelt, daß er nicht schreien konnte, die Prinzen mit dem Tode bedroht und so eingeschüchtert, daß sie keinen Laut wagten. Nachdem sie Kunz von Kaufungen auch gebunden hatte, wurden sie schnell an der Stelle, wo die Mauer des Schlosses niedrig war, aus dem Fenster an Seilen hinabgelassen, und Kunz machte sich mit Hans Schwalbe und seinen Helfern eiligst aus dem Staube.

So still war jedoch die Geschichte nicht hergegangen, daß nicht die Mutter der Prinzen erwacht wäre. Sie riß das Fenster ihres Gemachs auf und rief, so laut sie konnte, um Hilfe. Dieser Ruf wurde in der Stadt vernommen. Die Bürger eilten herbei zum Schutz ihrer Herrin — aber es war zu spät. Kunz hatte einen Vorsprung von Bedeutung gewonnen, indem er und ein Knecht zu Rosse waren. Den Prinzen Albrecht hatte Kunzen's Helfer, der Ritter Wilhelm von Mosen, auf einem andern Weg entführt. Beide aber wollten sich in ihrem Versteck in Böhmen wiederfinden. Die Altenburger setzten den Räubern nach, aber sie verfehlten sie in der Hast und Eile.

Es war schon ziemlich gegen Mittag, als Kunz im Walde zu einem Köhler kam, der seinen Kohlenmeier mit seinem Weibe brannte. Kunz begehrte Speise für den Prinzen. Der Köhler mochte an dem ängstlichen, unsteten Wesen des Räubers und an dem betrübten Angesichte des Prinzen erkannt haben, daß es da nicht ganz just sei, er fragte daher den Ritter, was er da für einen Knaben habe, und wo er ihn geholt hätte?

Dem Ritter kam die Frage ungelegen. Er sagte aber kurz und barsch: „Es ist ein böser Bub', der mir entsprungen ist und den ich mir wieder eingefangen habe.“

Der Prinz schüttelte aber heimlich gegen den Köhler den Kopf und flüsterte ihm dann, unbemerkt von den Räubern, zu: „Das ist Lug und Trug! Ich bin Herzog Friedrich's Sohn und bin gefangen. Helfet mir durch und es soll Euch wohl vergolten werden.“

Als das der Köhler hörte, war er schnell entschlossen, dem Prinzen zu helfen. Er faßte seinen Schürbaum und schlug den Ritter nieder. Seine Frau aber schlug an ein



kupfernes Geschirr, daß es hell klang, und das war unter den Köhlern das Zeichen, daß sie schnell ihrem Genossen zu Hilfe eilten.

Kaum aber sah des Ritters Knecht, was vorging, so zog er sein Schwert und stach nach dem Prinzen. Dieser wich ihm aber aus, und da der Knecht merkte, was es gab, warf er sich schnell auf sein Pferd und entfloh. Die nahen Köhler eilten nun herzu, banden den Kunz von Kaufungen und setzten den Prinzen auf dessen Roß und führten Beide gen Freiberg. Dort wurde Kunz von Kaufungen in das Gefängniß gesetzt und gut bewacht.

Während dies in dem Wald unweit Freiberg geschah, war der Ritter Wilhelm von Mosen mit seinem Knechte, die den Prinzen Albrecht gefangen hielten, auf einem andern Weg entflohen; aber in der Nacht hatten sie den vorher genau bestimmten Weg verfehlt und irrten nun im Walde herum, ohne zu wissen, wo sie waren, noch wohin sie sich wenden sollten.

Die Angst im Gewissen und der Gedanke: Was wird's mit Euch geben, wenn Ihr entdeckt und gefangen werdet? regte sich zuerst bei dem Knechte des Ritters. Drei Tage waren sie nun schon in der Irre herumgeritten, und wurden immer toller und wirrer. Da sie keine menschliche Seele fanden, auch nicht einmal eine Quelle finden konnten, so mußten sie sich mit Erdbeeren und Heidelbeeren kümmerlich den Hunger und Durst stillen.

Der Ritter Wilhelm von Mosen war auch so gescheidt, daß er leicht ermessen konnte, daß jetzt, nach drei Tagen, das ganze Land aufgeboten sei, nach den geraubten Prinzen zu suchen, und daß es kaum mehr möglich sein dürfte, die böhmische Grenze zu erreichen, ohne den Verfolgern in die Hände zu fallen. Das machte ihn doch bedenklich, zaghaft und reuig.

Der Knecht sah es seinem Herrn an, daß ihm das Herz in die Schuhe fiel, und sagte zu dem Prinzen, ob er ihm Sicherheit geben wolle und könne, daß er mit heiler Haut und ohne Schaden davon käme? Ich will, setzte er hinzu, Euch wohl führen, daß wir wieder heim kommen! Da sagte der Prinz ihm das zu, und als der

Ritter von Mosen auf Kundschaft geritten war, ob er nicht einen Weg fände, nahm der Knecht den Prinzen und eilte mit ihm in der entgegengesetzten Richtung fort, daß sie der Ritter nicht mehr fand. Der mochte innerlich froh sein, den Prinzen los zu sein, hatte es vielleicht auch so mit seinem Knechte verabredet. Kurz, er machte sich aus dem Staub und kam glücklich nach Böhmen. Der Knecht aber fand ziemlich schnell einen betretenen Weg, und als er mit dem Prinzen darauf fortritt, kamen sie endlich aus dem Walde heraus und sahen nun, daß sie nicht weit von Wolkenstein waren. Das war eine feste Burg des Kurfürsten.



Dorthin richteten sie nun ihren Weg und erreichten Wolkenstein glücklich.

Die Kunde von der Entführung des Prinzen war dorthin schon gekommen, aber auch die, daß der Köhler den Prinzen Ernst befreit und gen Freiberg sammt seinem Räuber gebracht habe.

Wie in Freiberg ein allgemeiner Jubel entstanden

war, als die Köhler den Prinzen und den gefangenen Räuber einbrachten, und Alles zusammengeströmt, aber auch so von Zorn erfüllt war, daß sie schier den Kunz von Kaufungen lebendigen Leibes zerrissen hätten, so war auch in Wolkenstein außerordentliche Freude und Herrlichkeit, aber man wollte hier auch an dem Knecht alsobald blutige Rache nehmen, allein Prinz Albrecht hatte ihm sein fürstlich Wort gegeben und hielt es getreulich. Er wehrte die Zornigen ab, ließ den Knecht speisen und tränken und schenkte ihm dann das beste Pferd, das in der Burg zu finden war, indem er ihm sagte: Nun aber mache, daß du fortkommst, und laß dich in meines Vaters Landen nie mehr finden, sonst stehe ich dir nicht gut, daß es dir nicht übel ergehe! Das schrieb sich der Knecht hinters Ohr, nahm sein prächtiges Pferd und machte sich so eilig fort gen Böhmen, als er nur konnte.

Das mag ein Schrecken und Jammer gewesen sein, als die Mutter, die nur eben Lärmen gehört hatte, aber noch gar nicht wußte, was es sei und bedeute, in das Schlafgemach ihrer lieben Söhne trat und sie nicht mehr fand, und dann erst, als der Geheimschreiber befreit war, von diesem hörte, sie seien geraubt! Wie mag das Mutterherz gebebt haben, als die braven Altenburger Bürger nun fortstürmten, die ruchlosen Räuber zu fangen! Wie mag sie zu dem Herrn um Rettung ihrer Kinder gefleht haben! Und wie hat das arme Mutterherz geblutet, als sie heimkehrten ohne die Lieblinge! — Und welch ein Schrecken mag den Vater ergriffen haben, der den grimmigen Unhold kannte, in dessen Händen er seine Kinder wußte!

Noch in der Nacht wurde von Wolkenstein aus an den Rath nach Freiburg die Kunde gesendet, daß nun auch der Prinz Albrecht in Sicherheit sei.

Als dies Morgens in Freiburg bekannt wurde, lief alles Volk in hellen Haufen zusammen und jauchzte vor Freude. Sie liefen in die Kirchen und läuteten mit allen Glocken, daß ihre Freude jedem treuen Bürgerherzen auch in der Ferne kund werde. Die ganze Stadt war in freudiger Bewegung. —

Gerade, als die Glocken so freudig klangen, daß des Fürsten und Landes Hoffnung den Klauen boshafter Feinde entrissen wäre, wurde Kunz von Kaufungen aus dem Kerker auf das Rathhaus zum Verhöre geführt.

„Was soll das Läuten bedeuten?“ fragte er das Volk. Da antwortete ihm das Volk: „Das ist zur Freude, weil man die beiden jungen Herren wiedergefunden hat!“

Darauf, so sagt eine Chronik aus jener Zeit, rief der rohe Unhold aus: „Das walt' der Teufel, das kostet mir mein Leben!“

Bald darauf wurde ihm der Stab gebrochen, und er auf den Markt vor dem Rathhause geführt, wo man einen Sandhaufen hingefahren und einen Block hingebracht hatte. Und nachdem ihm das Urtheil verkündet worden war, wurde ihm das Haupt abgeschlagen, und er in eine Ecke auf dem Kirchhofe begraben.

Als solches jedoch der Herzog Wilhelm vernahm, befahl er, daß der Prinzenräuber ausgegraben und, wie er es verdiente, unter dem Galgen eingescharrt werde, wie es denn auch zu alles Volkes Zufriedenheit geschehen ist.

Recht schnell wurde den Eltern die Nachricht mitgetheilt, die ihre Herzen von Furcht und Angst befreite.

Daß nun, als die jungen Herren gegen Altenburg ritten, wo mittlerweile auch der Kurfürst eingetroffen war, auch der gute Köhler an die Reihe kam, ist begreiflich. Er mußte mit den Prinzen an das kurfürstliche Hoflager ziehen.

Er hieß Hans Schmidt. Da er aber bei der Erzählung des Vorganges mit dem Ritter Kunz von Kaufungen sagte, er habe ihn „mit dem Hebelbaume getrillt,“ erhielt er den Namen: „Triller.“

Der Kurfürst erhob ihn in den adeligen Stand, indem er sagte: Du hast ein viel adeligeres Herz, als Mancher, der von adeligen Vorfahren abstammt, und nannte ihn: „von Triller,“ und gab ihm so reiche Lehensgüter, daß er fortab ein gar reicher Ritter wurde, und nicht mehr Kohlen brennen durfte.

So wurde des Ritters Unthat bestraft, und des Köhlers Treue belohnt. Von Denen aber, welche noch bei dem Prinzenraube betheiligt waren, hat man nie mehr etwas gehört.



Literarische Anzeigen.

Im Verlage von G. D. Baedeker in Essen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrgeld
oder Meister Conrad's Erfahrungen
im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande.



Von ihm selber niedergeschrieben
und herausgegeben von

W. O. von Horn,
„Verfasser der Spinnstube.“

Mit acht in den Text eingedruckten Holzschnitten.
Fein cartonnirt. Preis 15 Sgr.

Schriften über bewährte Heil- und Hausmittel
aus dem Arzneischatze hundertfältig erprobter Erfahrung.

Fleischer, Dr. med. Th. — Die Quelle der meisten Krankheiten unserer Zeit. Ein Wort über chronische Nervenleiden und das bewährteste Präservativ- und Heilmittel gegen alle davon ausstrahlenden Beschwerden. Laut beigedruckten Zeugnissen*) mit größtem Erfolge vielfach erprobt gegen:

Hypochondrie, Hysterie, Magenkrampf, Verdauungsschwäche, Appetitlosigkeit, Herzklopfen, Epilepsie, Veitstanz, | Bleichsucht, Gesichtsschmerz, Krämpfe und nervöse Schwäche in Folge geistiger Anstrengungen 2c.

Fünfzehnte Auflage. Geh. Preis 18 kr.

*) Dieselben stehen auf frankirtes Verlangen einem jeden Interessenten unentgeldlich zu Dienst.

Feldberg, Dr. med. F. M. — Hülfe Allen, die am Gehör leiden. Ein Wort über Dr. Pinter's Heilmethode. — In den meisten Fällen steht **Genesung** bei richtigem Gebrauch des hier Gesagten in sicherer Aussicht allen Leidenden an:

I. **Gänzlicher Taubheit;** entstanden durch Erkältung, Schreck, hitzige u. sonstige Krankheiten, schwere Entbindungen u. s. w.

II. **Hart- und Schwerhörigkeit;** hervorgerufen nach überstandenen Krankheiten, durch Nervenfehler, Krämpfe, Erschütterungen u. s. w.

III. **Ohrenflüssen, Polypen u. s. w.** als Folge verhärteten Ohrenschmalzes, Ausschlag am Gehörorgane, Einkriechen von Insecten u. s. w.

IV. **Sausen, Brausen, Klingen** und sonstigen Schwächen des Gehöres bei vorgerücktem Alter u. s. w.

Zehnte mehrfach durchgesehene Auflage. Geh. Preis 27 kr.

Lobethal, Dr. J. — Beweis, daß die Lungenschwindsucht heilbar durch Anwendung eines neuen Heilverfahrens, vielfach erprobt:

gegen acute, sowie chronische Katarrhe — bei erblicher Anlage zur Lungenschwindsucht, | bei Blutspucken — und den ersten Stadien der tuberkulösen Lungenschwindsucht.

Fünfte gänzlich umgearbeitete Auflage. Geh. Preis 27 kr.

Es hat sich kein neueres Heilverfahren gegen die bisher hoffnungsloseste Krankheit solcher bedeutenden Erfolge zu erfreuen gehabt, als das **Lobethal**'sche. Dieses Schriftchen, dessen Verfasser ebensowohl durch seine praktischen Erfolge am Krankenbett, wie auch durch seine bekannten literarischen Arbeiten sich bereits überall einen sehr guten Namen erworben hat, theilt die bedeutsamsten Kuren, insbesondere in Oestreich, Ungarn, Deutschland 2c. mit; möge die Kenntnißnahme desselben dazu beitragen, den Tausenden von Leidenden Gesundheit und neues Leben wiederzugeben.

Ein jeder Menschenfreund trage zu dessen allgemeiner Bekanntwerdung nach Kräften bei!

Zu erhalten in allen Buchhandlungen!

So eben ist in der **Herder**'schen **Buchhandlung** in Carlsruhe erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wohlgemuth

oder

Der sichere Weg zum Wohlstand.

Eine wahre Erzählung für das Volk

aus der

Geschichte der landwirthschaftlichen Vereine

von

W. Lauter,

Großherzoglich Badischem Wiesenbaumeister,
Dirigirendem Mitglied des landwirthschaftlichen Bezirksvereins Karlsruhe.

---

8. Preis: 30 kr. — 10 Sgr. gebunden.

Dieses Büchlein ist eine Volksschrift im wahren Sinn und in der besten Bedeutung des Wortes. — In einfacher verständlicher Sprache und lebendiger Zeichnung schildert es in Form einer Erzählung die Krebsschäden, an denen das landwirthschaftliche Gewerbe leidet und dahin siecht, — zeigt aber dagegen auf der anderen Seite klar und deutlich auch die, durch die hinlänglichsten Erfahrungen anerkannten Mittel diesen Uebeln abzuhelfen, den landwirthschaftlichen Betrieb in allen Verhältnissen, selbst bei kleinerem Güterbesitz, zu einem gewinnbringenden, den Bauernstand zu einem glücklichen und ehrenvollen zu machen, und rechtfertigt auf diese Weise im vollen Umfang die Worte des Titels, daß es den „sicheren Weg zum Wohlstand" jedem Landmann zeige,

der seine Felder fleißig baut
und Gott vertraut.

Die Verlagshandlung.
